

ÜBER DAS DRAMA „QUEROLUS SIVE AULULARIA“

Tout est mystère à l'égard de cette oeuvre singulière.
(Dezeimeris.)

Inhaltsübersicht: 1. Allgemeine Grundlegung. 2. Der Querolus und der Ludus septem sapientum des Ausonius. 3. Das Widmungsschreiben und die Rutiliusfrage. 4. Der Prolog. 5. Die Komposition des Stücks. 6. Die scholastische Disputation zwischen Lar und Querolus. 7. Der Monolog des Pantomalus. 8. Sprache und Stil.

I

Der Querolus ist von den Philologen, nachdem die Untersuchung seiner halbmetrischen Struktur ohne befriedigendes Ergebnis so ziemlich im Sande verlaufen ist, arg vernachlässigt worden. Die wirklich förderliche Literatur ist nicht sehr umfangreich, übrigens z. T. nicht gerade bequem zugänglich: Mit das Beste ist wohl die geistvolle Einleitung Havets zu seiner Ausgabe v. J. 1880, die bei aller Ablehnung seiner unglücklichen Rekonstruktion eines angeblichen metrischen Urquerolus nicht ungelesen bleiben sollte. Lesenswert auch, was Pichon, *les derniers écrivains profanes*, 1906, S. 216 ff. sagt, nicht minder die einzige kommentierte Ausgabe von Klinkhamer, Amsterdam 1829; in manchen Stücken ist anregend trotz der unmöglichen Hauptthese über die Persönlichkeit des Autors Dezeimeris, *études sur le Querolus* (Actes de l'Acad. de Bordeaux 1880. Ex. Univ. Bibl. Königsberg). Es wird nicht leicht ein anderes Werk der römischen Literatur geben, über das so viel Halbrichtiges und Schiefes gesagt worden ist, was zum Teil auch von der Einleitung der neuerdings erschienenen Ausgabe von Léon Herrmann, Brüssel 1937 gilt, gewiß keines, über das so krasse Unrichtigkeiten auch an beachtlicher Stelle zu lesen sind¹⁾. Von allen

¹⁾ Hierfür wenigstens drei Beispiele: Im großen Georges wird *haniger*, das Havet als ein *addendum lexicis* angemerkt hatte, unter Berufung auf p. 7, 17 Peiper gebracht als: einen Feuerreimer tragend, wo *hāmus* und *hǎmus* also verwechselt sind. In der im Handbuch der

Einzelheiten abgesehen aber ist es höchst seltsam, daß man ohne eine Spur des Zögerns oder auch nur der Verwunderung ein Stück in die uns doch im übrigen keineswegs ganz unbekannte Zeit um 400 gesetzt hat, das nach seinem geistigen Gehalt den mittelalterlichen Komödien *Aulularia* und *Geta* zweifellos weit näher steht als dem *Plautus*.

Wo immer man auch dieses Stück anpakt, da steht es in einem seltsamen Widerspruch zu dem Gesamtbild der klassischen griechisch-lateinischen Komödie, worüber natürlich entlehnte Floskeln und Einzelmotive nicht hinwegtäuschen können. Wir wollen das an drei Dingen aufzuzeigen versuchen, dem Liebesmotiv, der Figur des Sklaven und dem Charakter des Griesgrams.

Der *Querolus* ist ein Drama ohne Frauenrollen und vollkommen eine *fabula sine amore*. Erfahrungen mit Frauen oder etwa in der Ehe spielen bei dem *Querulieren* des *Querolus* keine Rolle. Rein äußerlich betrachtet könnte es freilich scheinen, daß er verheiratet war oder ist und außerdem Ehebrüche begangen hat. In der großen Disputation mit dem *Lar* muß er sich (p. 10, 9 ff.) als Sünder bekennen, der als solcher nicht das Recht hat, über Benachteiligung von Seiten des Schicksals zu beklagen. Dabei lernt er, Verfehlungen, die er bisher als durchschnittliche allgemeinmenschliche Gewohnheiten betrachtet hat, in einem neuen Licht sehen. Er hat Diebstähle begangen, — d. h. bei jugendlichen lustigen Strei-

Literaturwissenschaft erschienenen Darstellung der Literatur der Römer lesen wir p. 126: „Es ließ sich so leicht aus der *Aulularia* bald ein *Misanthrop*, bald ein *Geizhals* herausarbeiten. Im ausgehenden Altertum, etwa im 4. oder 5. Jahrg. n. Chr. schrieb in Gallien — die *Loire* wird erwähnt p. 16, 22 — im bewußten Anschluß an *Plautus* (praef. p. 5, 9) ein unbekannter Schriftsteller den *Querolus*, in dem der Hauptheld mit folgenden Worten charakterisiert wird: *Querolus iste noster sicut nostis omnibus est molestus, ipsi si fas est deo; homo ridicule iracundus, itaque ridendus magis*. Er hütet einen ererbten kostbaren Schatz, wie er meint, in Wirklichkeit ist es eine Kiste voll Asche. Der Zauberer *Mandrogerus* bringt ihn um den Besitz, dabei aber wird der wertlose Inhalt aufgedeckt und *Querolus* geheilt. In die dem *Plautus* deutlich entlehnten Teile werden aber christliche Lehren, ja ganze Stellen aus Kirchenschriftstellern hineingearbeitet“!!! *Manitius* in seiner *Gesch. der lat. Lit. des M. A.* III S. 1019 zweifelt bei der großen Inhaltsverschiedenheit daran, ob die *Aulularia* des *Vitalis* von *Blois* wirklich den *Querolus* zur unmittelbaren Vorlage hat, während doch der Inhalt der beiden Stücke genau der gleiche ist und die Zutaten des späteren lediglich in der Ausgestaltung der scholastischen Reflexionen liegen, wenn man von der Form der *Comödia elegiaca* absieht.

chen. Er hat gelegentlich gelogen — *istud commune est* — er hat Ehebrüche begangen — *attat etiam hoc crimen non est . . . Hoc est, quod nec permitti nec prohiberi potest . . . Si tu me ad haec revocas, nemo est innocens.* Er hat andere Leute zum Henker gewünscht — ja, seine Schwiegereltern. *Ecce iterum generalia.* Er hat unter Eid die Unwahrheit gesagt — *cotidiana et iocularia.* Ich glaube, die Absicht des Dichters ist hier verkannt worden, da in Wirklichkeit, wie später noch zu zeigen sein wird, hier nicht die Bühnenfigur des Querolus speziell, sondern sozusagen ein „Jedermann“ inquiriert wird. Der Autor würde wohl kaum den Tadel Havets (p. 14) verstehen, daß er hier den Querolus als einen Menschen schlechten Charakters gezeigt hat, der nicht die Sympathie der Leser verdient. Ebenso wenig scheint Pichon (p. 233 f.) das Rechte zu sehen mit der Bemerkung, nicht nur Querolus selbst, auch der Lar gehe mit der eleganten Leichtigkeit der hohen Gesellschaft über Sünden und Vergehen hinweg. Das heißt aber doch wohl, Person und Absicht des Autors gründlich verkennen, der es gewiß im Interesse der Widerlegung des Querolus mit seiner Gewissenserforschung ernst gemeint und nur aus einem gewissen dramatischen Unvermögen heraus allzu plump aufgetragen hat, wie im Falle der *adulteria*, sodaß das bisherige naive Unschuldsgefühl des Helden vielleicht überraschen kann. Jedenfalls trage ich Bedenken, die Angaben dieses Sündenregisters ohne weiteres mit der Bühnenfigur in Beziehung zu setzen.

Das Merkwürdige an der Sklavenfigur des Stückes ist, daß Pantomalus überhaupt in keiner Verbindung mit der Handlung steht, also auch nicht etwa im Bunde mit dem jungen Herrn intrigiert. Seine Gaunereien sind für das Stück selbst belanglos, er fühlt sich — ein völlig neuer Zug im Drama — im Bunde mit allen Sklaven und Zofen als Vertreter einer Unterwelt, die Nachts in gemeinsamen Bädern tagt und Orgien feiert, von denen der Herr nichts ahnt. Diesem sind ja diese erotischen Genüsse, die innerhalb der Sklavenschaft beiderlei Geschlechts mit voller Promiskuität und ohne Spur von Eifersucht genossen werden, unzugänglich. *Ego nudam teneo, quam domino vestitam vix videre licet. Ego latera lustris, ego effusa capillorum metior volumina, assideo, amplector, foveo foveor. Cuinam dominorum hoc licet? Illud autem nostrae felicitatis est caput, quod inter nos zelotypi non sumus* (p. 39, 24 ff.). Das sind völlig neue

Töne in der Komödie, in der bisher von den Liebschaften der Sklaven sehr wenig Aufhebens gemacht wurde, während es nach dem Querolus scheinen könnte, daß einer zerquälten und zermürbten Oberschicht die Unterwelt des Gesindes gegenüber tritt, die sich die alten Herrenrechte auf Pläsir in voller Bestialität zu eigen gemacht hat und sich als standesmäßig korporativ miteinander verbunden betrachtet. In der klassischen Komödie haben wir nur den einzigen Fall des plautinischen Persa als Beispiel eines Stückes, wo ein gehobener Sklave in Abwesenheit seines Herrn einen Parasiten hält und ein Liebchen hat, das er ganz wie sonst der junge Herr vom Kuppler durch Schwindel und Intrige loskauft. Den Autor des griechischen Originals lockte offenbar der Einfall, einmal einen Sklaven zum Träger dieser Rolle zu machen. Der Sosia des Amphitruo (659) erzählt von einer Freundin, der er ebenso wie der Herr seiner Gattin als Ankömmling willkommen zu sein hofft. Bezeichnend, daß die modernen Nachahmungen des Amphitruo dieser flüchtigen Andeutung in weiteren Ausgestaltungen nachgegangen sind. Im Miles gloriosus 1007. gibt der Sklave in einem offenbaren Augenblickseinfall eine Zofe für seine sponsa aus, um den Bramarbas, der zur Unzeit für sie Feuer gefangen hat, auf das beabsichtigte Ziel, die Herrin, abzulenken. Im Stichus 431 f. hören wir, daß der Sklave bei der Rückkehr aus der Fremde Urlaub bekommt, um seine Freundin zu genießen, die er übrigens mit einem Mitsklaven teilen muß. Am Schluß des Stückes wird das Trinkgelage vorgeführt, das die Bedientenstube zu Ehren der Rückkehr feierlich begeht. Das sind schwache Spuren, die nicht ausreichen, um die Welt des Querolus zu erklären, in der die solidarisch geeinte Sklavenschaft die Herren haßt, da sie überhaupt noch Ansprüche an die Bedienten stellen, zugleich aber auch der Ansicht ist, daß sie bei der Tafel des Lebens viel besser weggekommen ist als die Herrn, die während jener nächtlichen Bacchanalien sich in angstvoller Sorge um ihre Steuerzahlungen im Bett herumwälzen.

In der Ausgabe von Herrmann liest man die m. E. völlig unzutreffende Behauptung (p. XX), die Schrift des Salvia: *de gubernatione dei* sei nichts als eine Antwort auf den Querolus. In Wirklichkeit werden bei Salvian neben andere Fragen, die im Querolus zur Erörterung kommen, auch die Verhältnisse der Sklaven erörtert, alles das geschieht jedoc

in einem so vollkommen verschiedenen Geist, daß das Thema an sich nicht geeignet ist, eine Beziehung irgendwelcher Art zwischen den beiden Werken glaubhaft zu machen. Mit tiefem Mitgefühl für die unterdrückten Schichten des Reichs redet der christliche Schriftsteller der sündhaften Gesellschaft seiner Zeit, die den Untergang des in den letzten Zügen liegenden Staates vollauf verdient hat, ins Gewissen. Die Sklaven sind, so etwa sagt er (IV 3 ff.), Diener des Bauchs und der Kehle, Ausreißer und Diebe. Doch diese ihre Laster sind bis zu einem gewissen Grade entschuldbar durch Hunger, Not und Mißhandlung. Weit mehr zu verurteilen sind die gleichen Laster im Falle der Reichen, die, auch sie Flüchtlinge vor Gott, ihrem guten Herrn, im Überfluß schlemmen und durch Ausplünderungen der Armen und des ganzen Reichs und durch den von ihnen ständig verübten Aneignungsschwindel Diebstähle sonder Zahl und Maß begehen. Was aber die sexuellen Sünden anlangt, so ist die Lebenserfahrung des christlichen Predigers der des Querolusautors gerade entgegengesetzt: *Ecce enim ab hoc scelere vel maximo probe omnis servorum numerus immunis est. Numquid aliquis ex servis turbas concubinarum habet, numquid multarum uxorum labe polluitur et canum vel suum more tantas putat coniuges suas esse, quantas potuerit libidini subiugare?*

Es scheint mir sehr beachtenswert, daß auch in den mittelalterlichen Geta das Thema der Liebesabenteuer des Sklaven eine Rolle spielt. Hier überführt der himmlische Doppelgänger Merkur, der in dem Stück übrigens Archas heißt, den wirklichen irdischen Sklaven Geta hinsichtlich seiner, des Sprechers, existentiellen Richtigkeit außer durch Aufzählung der begangenen Diebstähle gerade durch reichliche Schilderungen aus dem Gebiet des Liebeslebens:

361 f. *numquam placata priapo
semper inest rabies et modus absque modo.*

Da man mit guten Gründen annimmt, daß der Geta des Vitalis Blesensis nicht direkt nach dem plautinischen Amphitruo gearbeitet ist, sondern nach einem Mittelstück von der Art des Querolus, so wird kaum zu bezweifeln sein, daß jene charakteristische Zutat eben diesem Mittelglied zur Last fällt.

Die Versuche, neben der Aulularia des Plautus noch eine griechische Komödie anzunehmen oder gar namhaft zu machen, die Patenstelle an dem Querolus eingenommen haben

soll, sind, abgesehen von anderen Gründen, schon darum abwegig, weil der Querolus gar nicht in der Bühnentradition des Dyskolos steht. Dieser ist ja eine Abzweigung der Figur des Alten, von dem es im Sinne der antiken Charakterologie, wie sie u. a. Aristoteles feinsinnig in der Rhetorik dargestellt hat (Boll, Lebensalter, Ilbergs N. Jahrb. XXXI S. 100 ff.), bei Horaz in der *ars poetica* 173 heißt, daß er *difficilis* und *querulus* ist. Man hat darauf aufmerksam gemacht (Roger A. Pack, On the plot of Menander's Dyskolos, Class. Phil. XXX [1935] 151 ff.), daß ein charakteristischer Zug, nämlich die ärgerliche Ablehnung des sinn- und wertlosen Grüßens, dem Querolus (p. 8, 2 ff.) gemeinsam ist mit dem Knemon des Aelian (epist. rust. 14) sowie mit dem Dyskolos in einer der beiden aus dieser Charakterfigur gezogenen Deklamationen des Libanios (XXVI 7). Nun ist der Querolus ganz gewiß kein senex, eher ein adolescens, besser gesagt, er steht überhaupt jenseits jenes für die klassische Komödie charakteristischen Generationenkampfs, in dem es nur Alte und Junge, nicht Leute mittleren Alters gibt. Ferner haftet der erwähnte Charakterzug garnicht an dem Dykolos allein, am nettesten finden wir ihn ausgeprägt in dem plautinischen Truculentus, wo sich 260 f. zwischen einem jungen ungeschliffenen, in Sprache und Art nach dem Stall und Misthaufen duftenden Bauernlümmel und einer eleganten Hetärenzofe folgender Dialog findet:

ASTA. *Salve.* TRUG. *Sat mihi est tuae salutis. nil moror.*
non salveo.

Aegrotare malim quam esse tua salute sanior.

Man wird hier (mit Lindsay, gegen Leo) hinter *salveo* Punkt, nicht Fragezeichen zu setzen haben, da das Mürrische der Ablehnung so besser herauskommt. Es erübrigt sich fast zu sagen, daß der Inhalt der Dyskolie in dem traditionellen Rahmen der klassischen Komödie ein ganz anderer ist, als in unserem Stück.

2

Die wörtlichen Anklänge, die man zwischen dem Ludus des Ausonius und dem Querolus geglaubt hat feststellen zu können, sind wertlos: *prodire in scenam* oder *in agendum* (L 73, 21 und p. 5, 23); Solon bittet das, was einem gesagt ist, auf alle zu beziehen L 128, umgekehrt bittet der Quero-

lusautor *nemo sibimet arbitretur dici quod nos populo dicimus* p. 5, 18. Eher verdient Beachtung, daß in beiden Fällen das Stück eingeleitet wird zunächst durch eine kokett bescheidene Widmung, sodann durch zwei Prologe, deren erster in beiden Fällen von einem allgemein gehaltenen prologus gesprochen wird, während der zweite im Querolus dem Lar als einer Person des Stücks, im Ludus einer „lustigen Person“, dem ludius, zufällt. Die Frage bleibt jedoch durchaus offen, wieweit es dem in mancherlei Sätteln gerechten Ausonius geglückt wäre, ein Drama im Stil der Terenz zu gestalten. Im Ludus hat er uns ja nur ein offenbar für Schulzwecke bestimmtes, recht mageres Drama vorge setzt, in dem die sieben Weisen der Reihe nach, nachdem sie im allgemeinen vorgestellt worden sind, ihr Sprüchlein vorbeten. Der Vergleich mit dem Querolus lohnt vielmehr von einer ganz anderen Seite aus. Wir besitzen keine korrekte Ausgabe des Ludus, da die vorhandenen (die Ausoniusausgabe in der Loehsammlung ist mir allerdings nicht zugänglich) durch scheußliche Flickwörter und Entstellungen in Verkennung der wirklichen metrischen Absichten des Autors verunstaltet sind. Es ist das Verdienst von Braudes (Beitr. zu Aus., Progr. Wolfenbüttel 1895, S. 19 ff.) und seines Rezensenten Leo (Gött. Gel. Anz. 1896 S. 778 ff.), gezeigt zu haben, daß Ausonius hier das interessante Experiment einer Nachahmung der alt-szenischen Metrik gewagt hat. Ganz töricht ist es, von schlechten Versen zu sprechen, da die Nachahmung der Senare viel schwieriger ist, als die der Trimeter. In Zusammenfassung und gelegentlicher Ergänzung der anscheinend wenig beachteten Ergebnisse der beiden Gelehrten läßt sich folgendes feststellen: Der Ludus hat, wie es die antiken Metriker lehrten, an den ersten fünf Stellen des Senars grundsätzlich überall freie Senkung. Er kennt den Hiat als plautinische Eigentümlichkeit, besonders gern an der Zäsurstelle, die er im Widerstreit mit manchen modernen Theoretikern offenbar als eine diese Freiheit begünstigende Stelle ansieht. Er kennt archaische Längungen: 105 *accepit ego*, er kennt die syllaba, anceps an der Stelle *fingeré fallaciam*, so 108 *at ille captans funeris instar sui*, wo zu vergleichen ist aus den parentalia 159, 10 *voce ciere animas funeris instar habet*, und wo der Thesaurus wohl mit Recht *oculis captans* versteht (III 337). Von der Jambenkürzung ist sehr spärlich Gebrauch gemacht, z. B. 163 *Milesius sum Thales aquám qui principem*. Den

Vers 47 *pronuntiare suas solent sententias* wird der Autor mit Synzesis gelesen haben. Zerrissener Anapäst scheint nicht gemieden, wenigstens ist es das natürlichste, in der Plautusparodie 131 *manéndo Solónem* (anstelle des plautinischen *manendo médicum*) zu lesen. Unplautinisch ist die Betonung *agére* 223. Im ganzen ist das Ergebnis überraschend günstig. Es zeigt, wieviel lehrmäßige oder gefühlsmäßige Kenntnis der alten szenischen Metrik noch am Ende des 4. Jahrh. bei einem solchen Versuch vorausgesetzt werden darf. Eine besondere Beachtung verdient die Behandlung der griechischen Sentenzen im Rahmen dieser Metrik, für die die Angaben bei Brandes („silbenzählend“) und Leo („nach dem Akzent gesprochen“) nicht genügen. Das Bild ist merkwürdig bunt. Im Sinne der Quantitätsmetrik korrekt steht zweimal γίνωσκε καιρόν als Füllung der ersten Senarhälfte, ἄριστον μέτρον dreimal an der gleichen Stelle ist silbenzählend gegen Akzent und Quantität, da der Ludus mit Plautus vor muta + liquida keine Position eintreten läßt; μηδὲν ἄγαν steht einmal als ∟ ∪ ∟ ∪ gegen Akzent und Silbenzählung. Die Sentenz γνῶθι σεαυτόν steht einmal als erste Senarhälfte gegen Quantität rein silbenzählend, einmal als Eröffnung der zweiten Hälfte für ∟ ∪ ∟ ∟ ∪ jedenfalls gegen die Silbenzählung und entweder mit Synzesis oder mit zerrissenem Anapäst. Die Worte οἱ πλείστοι κακοί stehen einmal nach Hiatus als zweite Hälfte und noch ein zweites Mal an der gleichen Stelle korrekt und gegen den Akzent, μελέτη τὸ πᾶν finden sich mit Silbenzählung gegen die Quantität zweimal als erste Vershälfte, ebenso wird ἔγγυα, πάρα δ' ἄτα zweimal mit Silbenzählung und völligem Anschluß an den Akzent gemessen (∪ ∟ ∪ ∟ ∟ ∟ ∟), schließlich erscheint ὄρα τέλος μακροῦ βίου zweimal als zweite Vershälfte, also im Widerspruch zur Quantität, zur Silbenzählung und auch nicht im vollen Einvernehmen mit dem Wortakzent.

Es ist, was die lateinische Komödie anlangt, kein Zweifel darüber, was eine stilgerechte metrische Nachgestaltung erforderte, wenn auch nur verhältnismäßig spärliche Proben auf uns gekommen sind, wie die Argumente zu den alten Komödien, Übersetzungsproben bei Apuleius und die *precatio Terrae et omnium herbarum* (Riese, A. L. I², 26). Die Schuldoktrin ist sehr hübsch zu lesen bei Terentianus Maurus, der vom komischen Jambus 2232 ff folgendes sagt:

*sed qui pedestres fabulas socco premunt,
 ut quae loquuntur sumpta de vita putes,
 vitiant iambum tractibus spondiacis
 et in secundo et ceteris aequae locis,
 fidemque fictis dum procurant fabulis,
 in metra peccant arte, non inscitia,
 ne sint sonora verba consuetudinis,
 paulumque rursus a solutis differant.
 magis ista nostri: nam fere Graecis tenax
 cura est iambi vel novellis comicis
 vel qui in vetusta praecluent comoedia.*

Es gehen einige Verse voraus, die von dem gleichen Metrum in der Tragödie lehren, daß es hier meist weder aus reinen Jamben gebildet wird, noch andererseits in der dann später für die Komödie dargelegten Form. Da es sich hier offensichtlich nicht um die alte römische Tragödie handelt, deren Verse grundsätzlich nicht von denen der Komödie verschieden waren, wie natürlich die antiken Metriker wußten (vgl. z. B. Priscian III 418 K), so glaubt Leo (a. a. O. 784), daß, wie jene Stelle auf die Tragödie im Stil des Seneca gehe, so auch diese auf spätere, zeitgenössische Nachbildungen der Komödie zu beziehen sei. So sehr ich nun glaube, daß Nachahmer, wie jener von dem jüngeren Plinius (ep. VI, 21) erwähnte Vergilius Romanus, tatsächlich ähnlich wie Ausonius im Ludus ihre Metrik gestaltet haben, so ist der Sinn dieser Lehre, die in prosaischer Fassung vorliegt bei Marius Victorinus VI 80, 27 ff. K = Rufinus VI 557, 19 ff.; 560 K, doch offensichtlich ein anderer. Man lehrt vom Griechischen ausgehend, jedoch zu allgemeinen Gesetzen fortschreitend, daß der aus sechs Jamben bestehende Vers in der Komödie hinsichtlich der „geraden“ Stellen freieren Bau aufweist, als in der Tragödie, wobei diese Freiheit noch wesentlich weiter ausgenutzt worden ist von den altrömischen Vertretern der Komödie. Das Merkwürdige dabei ist, daß für diese Theorie die Metrik der altrömischen Tragödie ganz außer Betracht bleibt, auf dem Gebiete der Komödie jedoch die altrömische Praxis, gestützt durch gewisse Erscheinungen des griechischen komischen Trimeters, als kanonisch gilt.

Für die Beurteilung des Querolus scheint es mir von Bedeutung zu sein, ein seltsames Mißverständnis aus der Welt zu schaffen, das dahin geht, daß, wie von sehr beachtlicher

Seite immer wieder versichert worden ist, im späteren Altertum die Ansicht Anhänger gehabt habe, Terenz und Plautus hätten in Prosa oder, wie Norden (*Antike Kunstprosa* 631) sich vorsichtiger ausdrückt, in einer Art von Prosa geschrieben. Diese seltsame Ansicht gründet sich lediglich auf eine mißverständende Stelle des Priscian am Anfang seiner Schrift *De metris fabularum Terentii* (III 418 K): *Cum non solum Terentius, sed etiam Plautus et Ennius Acciusque et Naevius atque Pacuvius Turpiliusque et omnes tam comoediae quam tragoediae veteris Latinae scriptores eodem metri modo iambici sunt usi, ut omnibus in locis indifferenter ponerent quinque pedes, id est iambum vel tribrachum vel anapaestum vel dactylum vel spondeum, absque postremo loco, in quo vel iambum vel pyrrichium omnimodo posuisse inveniuntur, miror quosdam vel abnegare esse in Terentii comoediis metra vel ea quasi arcana quaedam et ab omnibus doctis sibi solis esse cognita confirmare.* Priscian, der übrigens etwa anderthalb Jahrhunderte später geschrieben hat, als die mir freilich sehr verdächtige *opinio vulgata* den Querolus ansetzt, bahnt sich den Weg zu seinem Thema, in dem er in scharf zugespitzter Antithese einerseits diejenigen beschwört, die aus der Metrik der alten Komiker eine Geheimwissenschaft machen, und andererseits diejenigen, die hier überhaupt keine Metra anerkennen. Das letztere ist nichts weiter als eine Wiederaufnahme der Stelle im Orator des Cicero, wo dieser, nachdem er an einer alten Tragikerstelle prosaähnlichen Gang festgestellt hat, folgendermaßen fortfährt (184): *at comicorum senarii propter similitudinem sermonis sic saepe sunt abiecti, ut nonnumquam vix in eis numerus et versus intellegi possit.* Man las und hörte Verse, die in weitgehendem Maße dem Takt der normalen Prosaconversation entsprachen, worin aber die aufmerksamen Theoretiker gerade ein charakteristisches Zeichen komischer Formgebung erkannten, wie jene vorhin angeführten Stellen zeigen. An zahllosen Stellen stolperte der an den normalen späteren lateinischen Vers gewöhnten Leser schon über die allenthalben auftretende sog. Jambenkürzung. Das waren eben *horridi numeri*, denen nachzugehen nicht verlohnte. Auf die unsinnige Ansicht, daß überhaupt keine Verse beabsichtigt seien, ist natürlich kein ernsthafter antiker Mensch verfallen, der sie ja in den Ausgaben abgesetzt las. Recht bezeichnend ist, daß Apollinaris Sidonius mit seinem Sohn die Hekyra des Terenz las und da-

bei eine *fabula similis argumenti*, nämlich die Epitrepontes des Menander, zur Hand hatte, nicht etwa um literarhistorische oder ästhetische Betrachtungen aus Anlaß dieses Vergleiches anzustellen, sondern damit der Junge *absolutius rhythmos comicos incitata docilitate sequeretur* (ep. 4, 12, 1).

Das Bild, das wir hier zu zeichnen versuchten, wäre unvollständig, wenn wir nicht der seltsamen Tatsache zugleich gedächten, daß jene gar nicht so sehr verächtliche Kenntnis altlateinischer Metrik allerdings fast ein Reservat der metrischen Spezialisten sowie der gelegentlichen Nachahmer zu sein scheint, daß aber die antiken Kommentare uns hier in der peinlichsten Weise auch in Fällen, wo eine Erörterung dringend geboten wäre zur Beurteilung des Textes, bekanntlich im Stiche lassen. Auch die gelegentlichen Bemerkungen über die Hervorhebung eines Wortes in der Betonung helfen nicht viel weiter, da sie nicht in Beziehung gesetzt sind zu einer festen Theorie metrischer Möglichkeiten. Ein Beispiel für Hunderte, ja Tausende:

Der Anfang der Hecyra lautet in der Überlieferung bekanntlich:

*Hecyra est huic nomen fabulae. haec cum datat
nova, novum intervenit vitium et calamitas.*

Hier war im Interesse des Textes und der grammatischen Fügung dringend die Behandlung zweier Fragen geboten, erstens, ob nach *fabulae* Hiatus anzuerkennen ist, und wenn, wie es scheint, das der Fall ist, warum. Donat aber schweigt ebenso, wie in dem viel schwierigeren zweiten Vers, wo wir nicht durch ein *deest enim huic* beruhigt werden über das bei Terenz sehr auffällige *nová*. Auch Priscian, der die beiden Verse (III, 423, 11 f. K.) in seinem metrischen Traktat in allgemeinerem Zusammenhang zitiert, findet keinen Anlaß, dazu Stellung zu nehmen. Nun wird niemand behaupten, daß Donat keine Vorstellung von der Art dieser Verse gehabt habe, seine Interesselosigkeit ist jedoch höchst auffallend. Zu dieser psychologisch schwer verständlichen Gleichgültigkeit stimmt das Bild der Terenzüberlieferung, bei der, wie Fehl (die interpolierte Rezension des Terenztextes, NdF., Abt. Kl. Phil. 9, 1938) in genauerer Verfolgung der Anregungen Jachmanns mit einem erdrückenden Material gezeigt hat (vgl. bes. S. 138), schon im Bembinus und dann massenhaft in der Rezension des Calliopius Textänderungen einge-

drungen sind, die, oft um einen leichter lesbaren Text zu gewinnen, das Metrum zerstören. Die Unbekümmertheit der Schreiber und Editoren um das, was metrisch möglich ist bei diesen Versen, in denen sie wohl horridi numeri und starke Anlehnung an die Konversationsprache fanden, gestattete ihnen das. Daß sie überhaupt keine Verse vor sich hatten, haben sie natürlich nicht geglaubt. Haben sie doch gelegentlich auch aus metrischen Gründen ein Loch gestopft, so in der Periocha des Sulpicius Apollinaris zur Hecyra 6, wo die unglückliche Lesung der Calliopiuserzension

*hanc mater utero gravidam, ne id sciat socrus,
ut aegram ad sese transfert*

neben der metrisch lückenhaften des Bembinus steht:

hanc mater utero gravidam comperit.

Dziatzkos Vorschlag

hanc mater ut eo ex vitio gravidam comperit

hat den Vorzug palaeographischer Leichtigkeit und befreit uns zugleich von dem überflüssigen *utero* sowie von dem ungemein harten, überdies im Tempusgebrauch der Weise des Sulpicius (vgl. per. Phormio 10 *dant . . . ut haberet*) widersprechenden *ne id sciat socrus*, das offensichtlich zur Erzielung eines glatten Verses eingeschwärzt ist.

Dieser Umweg war nötig, um die Behauptung zu begründen, daß Ausonius und sein Kreis eine ziemlich zutreffende Kenntnis von den metrischen Erfordernissen einer Komödie hatten. Das gilt nun vornehmlich von jenem Axius Paulus, in dem Dezeimeris den Autor des Querolus gesehen hat. Ist doch dieser in ganz besonderem Maß in allen metrischen Sätteln gerecht. Der Freund fordert ihn auf (ep. 10, 35)

*ad quae si properas, tota cum merce tuarum
veni camenarum citus.
dactylicos elegos, choriambum carmen, epodos,
socci et cothurni musicam
carpentis impone tuis: nam tota supellex
vatum piorum chartea est.*

Und an anderer Stelle (ep. 8, 11)

*perfer in excursus vel teriuga milia epodon
vel falsas lites, quas schola vestra serit.*

An einer dritten Stelle allerdings hören wir (ep. 14, 21)

*attamen ut citius venias leviusque vehare,
historiam, mimos, carmina linque domi.*

Dieser Axius Paulus hat nun, wie die 11. prosaische Epistel des Ausonius an ihn zeigt, einen Delirus geschrieben, der, *in re tenui non tenuiter laboratus*, offenbar einer jener erwähnten mimi war und eine Charakterskizze darstellte, die man allerdings in eine gewisse Beziehung zum Querolus bringen kann. Ganz abwegig ist die von Herrmann (p. 89 Anm. 126) geäußerte Vermutung, dieser Delirus sei das gesuchte Zwischenstück zwischen dem Amphitruo und dem mittelalterlichen Geta, was sich lediglich auf den Vers 388 dieses Stückes gründet, wo Archas = Mercurius als Doppelgänger des Geta in jener schon erwähnten Szene diesem seine Streiche als eigene Produkte des Sprechers vorführt und dabei sagt:

est leve deliros fallere posse senes,

was übrigens doch nur aus der allgemeinen Tradition des alten Herrn der Komödie gesagt ist und nicht einmal für den Geta, geschweige denn für jene Vorlage einen Schluß auf das Lebensalter des Herrn zuläßt. Ausonius ist nun wie er in kokett gespielter Bescheidenheit behauptet, durch jenen Delirus des Freundes so beschämt worden, daß er gar nicht wagt, ein beabsichtigtes eigenes, offenbar ähnliches Werk ans Licht treten zu lassen. Über dieses Werk können wir nichts aussagen, da die darauf bezügliche Stelle hoffnungslos verderbt und gänzlich unverständlich ist. Dagegen schickt A. dem Kollegen in Apoll ein anderes Werk, das er ihm schon einmal im Fluge vorgelesen hat. So kommt er wenigstens mit einer Beschämung aus. Die tatsächlich übersandte Dichtung ist, wie die Worte zeigen, wiederum etwas Komödienähnliches, wird freilich dem Freund nur zeigen, wie dumm das Salz des Dichters ist, wie schwach seine Galle. Zum Glück überhebt die Sendung ihn der Pflicht des Vorlesens, denn auch für den komischen Vortrag fehlen dem Absender leider alle Talente: *vide, mi Paule, quam ineptum laccessieris, in verbis rudem, in eloquendo hiulcum, a propositis discrepantem, in versibus concinnationis expertem, in cavillando nec natura venustum nec arte conditum, diluti salis, fellis ignavi, nec de mimo planipedem nec de comoediis histrionem.* Zu der Stelle ist Brandes, Beitr. zu A. IV, 16 zu vergleichen. Wir kennen leider

von des A. Versuchen dieser Art nur den Ludus, der aber kaum mit dem hier übersandten Stück identisch ist, nicht deshalb weil er ja dem Pacatus gewidmet ist, sondern deshalb, weil dieses harmlose trockene Schulstück wohl kaum bei dem Kritiker den Gedanken an Salz und Galle wecken konnte.

3

Wir haben bisher lediglich aus metrischen Gründen die Unmöglichkeit dargetan, den Autor des Querolus in den Kreisen um Ausonius zu suchen. Jene These erweist sich jedoch auch aus allgemeinen Gründen als völlig unmöglich, so daß man sich wundern muß, daß ein so feiner Kenner des Ausonius, wie Brandes, ihr wenigstens „einen Schein des Rechten“ zuschreibt (Beitr. IV, 16). Merkwürdig klingen die Verse des A., wenn man sie einmal sich einen Augenblick an jenen Barbaren gerichtet denkt ep. 14, 17

*sic tibi sint Musae faciles, meditatio prompta
et memor, et liquidi mel fluat eloquii.*

Jener schwerflüssige Poet hat von seinem Gönner Rutilius eine Pension bekommen, und er ist hochbeglückt, unter dessen *propinqui*, ja *proximi* sitzen zu dürfen. Mit dem Poeten und Rhetor Axius Paulus verkehrt Ausonius durchaus auf gleichem Fuß. Beide verbindet eine durch Musendienst erklärte Gastfreundschaft. Scherzhaft konstatiert allerdings A. in jener Maccaroniepistel (12, 27 ff.), die der Querolusautor wohl kaum hätte lesen und genießen können, daß die beiden Freunde aus langer Beschäftigung im Dienste des Rechts und der Beredsamkeit nicht viel Schätze erworben haben:

*iam satis, ὃ φίλε Παῦλε, πόνον ἀπεπειρήθημεν
ἐν τε φόρῳ causaῖς τε καὶ ingrataῖσι καθέδραις
ῥητορικοῖς ludoῖσι καὶ ἔπλετο οὐδὲν ὄνειρα
καὶ minus in sumptum δαπάνας levis arca ministrat.*

Merkwürdigerweise ist es auch Dezeimeris entgangen, daß die mehr oder weniger diskutablen Anklänge an Ausonius gar nicht das Stück selbst, sondern nur die vorausgeschickten Beigaben angehen.

Im Gedanken an jene empfangenen Wohltaten ruft der Verfasser des Querolus aus: *Quaenam ergo his pro meritis digna referam praemia?* Geld habe ich nicht, und du brauchst es nicht. Man hat auf denselben Gedanken zu Beginn der

Schrift des Censorinus de die natali sowie am Eingang der gratiarum actio des Ausonius verwiesen, wobei übrigens die plumpere Fassung dem Querolusautor zur Last fällt, der von Geld, statt von *pretiosa munera* spricht. Der eigentliche Ausgangspunkt ist jedoch Horaz c. IV, 8:

donarem pateras
donarem tripodas, praemia fortium
sed non haec mihi vis, nec tibi talium
res est aut animus deliciarum egens.

Unser Autor hat un peu de petite littérature (Havet) als Dank zu bieten, wobei er sich wenigstens seines Fleißes rühmen darf. Die Wendung erinnert nur oberflächlich an die erwähnte Stelle über den *Delirus in re tenui laboratus* sowie an die Widmung zum Technopaegnon des A., wo das vergilische *in tenui labor, at tenuis non gloria* aus dem Bienenbuch (6) für die Arbeit in Anspruch genommen wird, da es hier um den Widerstreit zwischen Fleiß und bescheidenem Objekt geht, während der Querolusautor wohl mehr an das erzielte Resultat denkt; *hinc honos atque merces, hoc manebit praemium*, daß die letzten Worte so zu belassen sind und nicht in *hinc manabit praemium* verändert werden dürfen, zeigt die horazische Vorlage:

neque,
si chartae sileant, quod bene feceris,
mercedem tuleris.

Ein weiteres Kompliment fügt der Verfasser mit dem Bemerkten hinzu, daß er den Stoff einem in der Manier Ciceros geschriebenen philosophischen Dialog seines Gönners entnommen hat, in dem dieser das Querolusthema pro und contra behandelt hatte. *Atque ut operi nostro aliquid adderetur gratiae, sermone illo philosophico ex tuo sumpsimus materiam. Meministine ridere tete solitum illos qui fata deplorant sua? atque academico more quod libitum foret destruere et adserere te solitum?* Jedoch der Autor will in jenem allerdings aus Ausonius bekanntem Gemisch von Eitelkeit und koketter Bescheidenheit auf die Wendung hinaus, daß er nur für eine harmlose Tischunterhaltung sein Stück geschrieben hat und über Wahrheit und Unwahrheit nicht richten will: *sed quantum hoc est? Hinc ergo quid in vero sit qui solus novit noverit: Nos fabellis atque mensis hunc libellum scripsimus.* Wie man sieht, nimmt der Verf. die Ungeschicklichkeit mit in Kauf,

daß man die Worte: Doch was hat das für ein Gewicht, d. h. was davon ist wahr? Das weiß nur Gott allein! zunächst auf die Schrift des Rutilius bezieht. Über die ganze Stelle vgl. Gnomon XV (1939) 375, wo die Umstellungen und Mißverständnisse der Herrmannschen Ausgabe zurückgewiesen sind. Der deutsche Ausdruck Tischunterhaltung täuscht über die wenig geschickte Stilisierung des entsprechenden lateinischen hinweg, da *fabellis* offenbar im Sinne von *confabulationi* zu verstehen ist. Vgl. 25, 17 *non praetereunda fabula* = die Unterhaltung darf nicht ausgelassen werden. Wir werden aber solche halbschiefen Ausdrücke im Querolus noch mehrfach antreffen. Beachtenswert ist, daß die Sitte des Vorlesens bei Tisch, für die außer Ciceros Briefen besonders Varro in der menippeischen Satire (333 B) zeugt, von dem Autor vorausgesetzt wird. Sie ist ja auch aus der Antike in die Gewohnheit mancher Mönchsorden übergegangen.

Sehr wichtig ist es, über die Rutiliusfrage ein Urteil zu gewinnen, da seit der Erstaussgabe des Daniel die Zeit des Querolus wesentlich von der Annahme her bestimmt worden ist, daß der in dem Widmungsschreiben angededete Adressat der durch sein Gedicht *de reditu suo* bekannte Dichter Rutilius Namatianus ist. Diese Identifizierung wird von Herrmann als richtig vorausgesetzt, anderswo aber meist mit einigen Zweifeln erwähnt. Die übrigen Argumente für eine zeitliche Fixierung des Querolus sind recht schwach und in keiner Weise für den auch von den Skeptikern im Punkte jener Gleichsetzung wohl ziemlich allgemein angenommenen Beginn des 5. Jahrhunderts beweiskräftig. Auch hier wieder beruht die Hauptstelle, die als entscheidend für eine Beziehung des Querolus zu dem Reisegedicht des Rutilius in Anspruch genommen wird (Wernsdorf bei Peiper p. XXI f., Herrmann XXI mit Anm. 117), auf einem völligen Mißverständnis. Rutilius denkt angesichts des Klosters auf der Felseninsel Gorgon daran, daß sich hier unlängst ein vielversprechender junger Mann lebendig in der Felseneinsamkeit begraben hat (I. 517):

*adversus scopulus, damni monumenta recentis:
perditus hic vivo funere civis erat.*

Im Querolus p. 45, 2 stimmen die sich betrogen fühlenden Gauner eine Art plärende Hymnodie an, die ich kein Bedenken trage, einmal versuchsweise im Rhythmus des *mihi*

est propositum, in taberna mori abzutrennen:

*sumite tristitiam, miseri sodales,
cucullorum tegmina, plus est hoc quam hominem
perdidisse damnum, vere plangitur.*

Diese Stelle ist offensichtlich angelehnt an Juvenalis XIII 129 ff.:

*quandoquidem accepto claudenda est ianua damno,
et maiore domus gemitu, maiore tumultu
planguntur nummi quam funera; nemo dolorem
fingit in hoc casu, vestem diducere summam
contentus, vexare oculos umore coacto:
ploratur lacrimis amissa pecunia veris.*

An beiden Stellen²⁾ wird mit Ironie der Gedanke ausgesprochen, daß ein Geldverlust in ganz anderer Weise, als der Verlust eines Menschen, Trauer weckt und daß hier wahre Tränen vergossen werden und es nicht Not tut — Weidner erinnert passend zur Juvenalstelle an die klassische Schilderung am Beginn der Flegeljahre Jean Pauls — künstlich die Tränendrüsen in Bewegung zu setzen. Mit dem Gedanken jener Rutiliusstelle hat das absolut gar nichts zu tun, und es ist völlig müßig, auch im Querolus die Frage nach der Identifizierung jenes verloren gegangenen Menschen aufzuwerfen, da hier gar nicht von einem solchen Geschehnis die Rede ist. Kaum verdient eine ernsthafte Erwähnung die Tatsache, daß Rutilius I, 608 räuberische Beamten, wie sie der Dichter Lucillus in seinem im Geist und mit der dichterischen Kraft des Turnus und des Juvenal geschriebenen Satiren, aber auch praktisch in seiner Amtsführung bekämpft hat, mit dem Namen Harpyien bedenkt, und der gleiche mythologische Name im Querolus 32, 7 von bösen Geistern gebraucht wird, hinter denen man mit einigem guten Willen räuberische Beamten wittern kann. Schließlich die Bagaudenfrage! Sie wird bei Rutilius, Salvian und im Querolus in charakteristisch verschiedener Weise gestreift. Salvian, der übrigens als einziger den Namen Bagauden selbst erwähnt, hat auch hier, wie bei

2) Vgl. auch 48, 22, wo Sardanapallus im Gedenken an die gefundene Totenurne sagt: *ibo ad coniuratos meos, ne tantum facinus verumque funus solus egomet desleam*. In der Wendung: „Es ist, um in ein Kloster zu gehen“, liegt an sich natürlich nicht ein Angriff auf das Christentum.

den Sklaven, das tiefste Mitgefühl mit diesen Opfern eines verbrecherischen staatlichen und gesellschaftlichen Systems, das große Mengen Menschen von den Zeiten des Diokletian, also vom 3. Jahrh. bis in das 5. Jahrh. hinein gezwungen hat, sich selbst zu entwurzeln, die soziale Gemeinschaft zu fliehen und auf eigene Faust, besonders in Gallien, Verbände zu begründen. Vgl. V, 6 *ac sic actum est, ut latrocinii iudicum strangulati homines et necati inciperent esse quasi barbari, quia non permittebantur esse Romani. Adquieverunt enim esse quod non erant, quia non permittebantur esse quod fuerant, coactique sunt vitam saltem defendere, quia se iam libertatem videbant penitus perdisse.* Ganz anders Rutilius, der als ein von der Größe des römischen Staates begeisterter, freilich auch um seine Zukunft bei den furchtbaren Nöten der Zeit bangender Staatsmann hier nur die Insubordination sieht und sich freut, daß wenigstens in einem Fall dieses Knechtsgesinde zur Raison gebracht worden ist. So rühmt er von dem Vater seines Verwandten Palladius I 213

*cuius Aremoricus pater Exuperantius oras
nunc postliminium pacis amare docet,
leges restituit libertatemque reducit
et servos famulis non sinit esse suis.*

Am originellsten aber ist die Stellungnahme des Querolus zu dieser Verfallserscheinung, durch die der römische Staat, der überdies noch aufs schwerste durch germanische Einfälle bedroht ist, die verzweifelte Selbstaufgabe seiner eigenen Bürger erfährt. Jener subalterne Jurist denkt weder an die Selbstbehauptung des Staates noch an die christlichen Forderungen der sozialen Ordnung, sondern er amüsiert sich darüber, daß ungebildete Bauern hier in ihrer Art ohne jene Kenntnisse, die er sich mit soviel Mühe erworben hat, eine Art Faustrecht und eine gewisse Lynchjustiz ausüben. Dem Querolus werden von dem Lar Wünsche freigestellt, wobei es sich herausstellt, daß er bei näherem Zusehen sich gerne überreden läßt, auf sie zu verzichten. So möchte er an einer offenbar mit Absicht eingelegten Stelle (16, 15) als Privatmann die Macht haben, seine Mitmenschen zu berauben und zu töten. Gewiß, ein schwieriger Kasus. Doch, halt, der Lar weiß auch hier Rat, er braucht ja nur an die Loire zu gehen, dort werden die Urteilsprüche mit Eichenknütteln vorgetragen und auf die Knochen geschrieben, dort plaidieren Bauern,

richten Laien. Wir hören auch ein Schlagwort, mit dem diese Enterbten die Reichen bedenken, an dem, wie natürlich, bisher alle Erklärungsversuche gescheitert sind. Auf diese Feld-, Wald- und Wiesenjurisprudenz läßt der Autor seinen Querolus gern verzichten: Lar. *Illic iure gentium vivunt homines, ibi nullum est praestigium, ibi sententiae capitales de robore proferuntur et scribuntur in ossibus; illic etiam rustici perorant et privati iudicant: ibi totum licet. Si dives fueris, patus appellaberis: sic nostra loquitur Graecia. O silvae, o solitudines, quis vos dixit liberas? . . . Quer. Neque dives ego sum, neque robore uti cupio. Nola iura haec silvestria.* Nun ist es angesichts des typischen und häufigen Auftretens der Bagaudenbewegung eine bare Willkür, die von Rutilius als kurz vor 417 beseitigt erwähnte Teilerscheinung hier wiederzuerkennen, was bei der Ortsbestimmung ad Ligerem einerseits und anderseits Aremoricae orae zur Not möglich wäre. Ja, Dezimeris p. 482, geht noch viel weiter, wenn er, *quis vos dicit liberas?* schreibend, in den Worten eine Prophezeiung findet, die dann wahr geworden sei. Exuperantius habe, wie Flaminius das wahre Griechenland für frei erklärte, jene Graecia nostra befreit. Was den letzteren Ausdruck anlangt, so steht er etwa im Sinne von Klein-Paris, jedoch nicht ohne Ironie, da er von dem sich hier als Gallier bekennenden Autor ja im Zusammenhang mit der Verwendung jenes für den Bourgeois im Bagaudenjargon üblichen Schlagworts *patus* verwendet wird.

So zerrinnen alle Anklänge zwischen dem Querolus und dem Rutiliusgedicht schlechthin in nichts. Aber auch hier mache man sich, wie bei jener Versetzung des Autors in den Kreis des Ausonius wieder das Ungeheuerliche der Situation im allgemeinen klar! Denn es handelt sich nicht nur um eine leider nicht beweisbare Möglichkeit. Wie soll man sich eine Tischgemeinschaft vorstellen zwischen jenem an den besten Mustern geschulten Poeten Rutilius, dessen Denken und Fühlen verzehrt wird von der Sorge um das Imperium, und jenem seltsamen Menschen, der von allen diesen Fragen keine Ahnung zu haben scheint, der ein Werk über die Unzufriedenheit schreibt, in dem Beschwerden und Klagen lediglich von dem allerindividuellsten Standpunkt aus vorgebracht werden, der in dem Soldaten nicht den Verteidiger der Existenz des Staates sieht, sondern ihn ganz uninteressiert und schulmeisterlich in seinen äußeren Funktionen charakterisiert

(16, 6) ? Andererseits wird man auch schwerlich dem Dichter Rutilius eine philosophische Schrift über das persönliche Mißvergnügen unzufriedener Querulanten in den Formen des ciceronianischen Dialogs aufbürden wollen. Philosoph ist jener ja nur in dem sehr eingeschränkten Sinn, daß er z. B. bei-läufig nach einem blassen populären stoischen Vorsehungs-glauben das Appeningebirge von der göttlichen Fürsorge Rom zum Schutze vorgelagert sein läßt (II, 31).

4

Mit einer lästigen Weitschweifigkeit, deren Sinn dem Leser nicht klar wird, erzählt der Querolusdichter nicht weniger als dreimal das argumentum des Stücks, einmal in dem soeben besprochenen Widmungsschreiben an seinen Gönner Rutilius, ein zweites Mal in einem besonderen Stück, das, wiewohl in der Überlieferung, abgesehen von einem einmal vorgeschriebenen *poëta*, ohne besondere Bezeichnung, doch wohl zweifellos einem speziellen prologus zuzuteilen ist, und schließlich ein drittes Mal durch den Mund des Lar. Der Autor hatte wohl, abgesehen von der an Präfationen aller Art reichen Praxis der Dichter im Stile des Ausonius, die Plautusausgaben vor Augen, in denen er ein argumentum oder gar zwei, einen prologus mit exponierenden Angaben und schließlich noch eine Eingangsszene mit gelegentlich wiederum allgemein orientierenden Bemerkungen fand. Uns interessieren hier in dem an Schwierigkeiten reichen prologus einige Bemerkungen anderer Art. Auf die auch hier wieder in der Herrmannschen Ausgabe sich findenden willkürlichen und auf Mißverständnissen beruhenden Umstellungen gehe ich an dieser Stelle nicht ein, da ich sie im Gnomon a. a. O. glaube zurückgewiesen zu haben. Der Autor setzt jenem sermo philosophicus des Rutilius seinen eigenen sermo poëticus entgegen, für den er Ruhe bei den im Stil des Plautus vorausgesetzten spectatores erbittet und den er mit folgenden Worten charakterisiert: *qui Graecorum disciplinas | ore narrat barbaro | et Latinorum vetusta | vestro recolit tempore*, aus denen man zwei quadrati herauszuhören glaubt. Klar ist, daß altrömische Kunst heraufbeschworen werden soll, die Ausdrucksweise des ersten Teils aber ist, wie so oft im Querolus, schief. Offenbar denkt der Dichter daran, das „*Plautus vortit barbare*“ wiederzugeben, ob aber mit dem *disciplinae Graecorum* im allgemeinen die Komödienkunst oder etwa im speziellen die Gedanken-

welt der griechischen Philosophie und die akademische Methode ihres Vortrags gemeint ist, bleibt dunkel. *Aululariam hodie sumus acturi, non veterem ac rudem, investigatam Plauti per vestigia.* So die Überlieferung. Die Verbindung *rudis ac vetus*, wofür Thomas (Mnemos, 49, 65) auf Minucius Felix 19, 4 verweist, ist an sich natürlich möglich. Ganz undenkbar aber ist, daß der Verf. jene alte Aulularia des Plautus seiner eigenen als ein noch rohes Machwerk gegenüber stellt, wo er doch mit größter Bescheidenheit den Spuren der *magni duces*, worunter in erster Linie natürlich Plautus zu verstehen ist, zu folgen bestrebt ist. Ebenso unmöglich ist es, *rudem* (nach leichter Änderung von *ac* in *at*) zu verstehen als neu, *theatrum nondum expertam*, was *rudem* nur allenfalls in einem anderen erläuternden Zusammenhang heißen könnte. So aber versteht u. a. sogar Dezeimeris p. 476. Denn die Frage wird hier einmal in der Tat durch Ausonius endgültig entschieden, der mit diesem Wort in der Manie seiner koketten Bescheidenheit seine eigenen Produkte herabsetzt. In der schon erwähnten Stelle der 11. Ep. an Paulus bezeichnet er sich selbst als einen *ineptum, in verbis rudem*, was dann noch negativ durch *nec venustum nec arte conditum* erläutert wird. Seine Verse über die Bissula sind *poematia rudia et incohata*, und zweimal erlaubt er sich den Scherz, ein bekanntes Catullwort umzubiegen in *cui dono illepidum rudem libellum* (an Symmachus 335, an Drepanius 471, 4). Da der Ausdruck unserer Stelle ein *at* ohnehin verlangt — auch Herrmann schiebt ein solches vor *investigatam* ein, während er *rudem* mit Thomas als *grossière* versteht —, so besteht allerdings die alte Änderung des Daniel von *ac* zu *at* zurecht, verstanden aber hat die Stelle (auch ohne Heranziehung jenes Sprachgebrauchs des Ausonius) nur Quicherat *Mél. de phil.* 164 *non pas l'ancienne, mais une pièce d'un assez faible mérite*³⁾. Nach Erledigung des *argumentum* sagt der *prologus* mit einer verzwickten und unglücklichen Wendung *materia vosmet reficiet, si fatigat lectio*, die Klinkhamer für dunkel erklärte. In der Tat führt es nicht weiter, mit Havet hier einen Unterschied von Inhalt und Stil zu sehen. Ich verstehe auch nicht, was die Erklärung, *lectio* sei hier nicht „Lektüre“, sondern,

3) Wie geläufig gerade *rudis* bei solchen nicht recht ernst zu nehmenden Bescheidenheitsfloskeln der Einleitung ist, zeigt aus älterer Zeit Tacitus Agr. 3 *incondita ac rudi voce* sowie Apuleius Mat. I, 1 *rudis locutor*.

wie besonders oft bei Kirchenschriftstellern, „Text“ hilft, die von Heyl, de Queroli comoedia, Giessner Diss. 1912 S. 74 gegeben wird. Dezeimeris hat hier die richtigen Materialien aus Ausonius, freilich ohne die nötige nähere Erläuterung, gegeben. Von selbst erledigt sich der unglückliche Versuch Herrmanns, *electio* zu schreiben, die Stelle hinter die Angabe des Prologsprechers zu rücken, es stehe den Zuschauern frei, das Stück Querolus oder Aulularia zu nennen, und zu verstehen: wenn euch diese Auswahl des Titels Qual macht, so wird euch der Stoff erfreuen. Ausonius aber, den wir hier wiederum auf den Pfaden seiner koketten Bescheidenheit antreffen, versichert in der praefatio zu den Parentalia, seine Verse pflegten, und zwar mit Recht, *fastidiose*, mit Verdruß, gelesen zu werden. Und wenn manchmal der Stoff, ja vielleicht nur der Titel etwas Amüsantes und Lokkendes für den Leser habe, so fehle hier auch das. Von seinem Technopaegnon sagt er, daß der alberne Stoff und die ganze Spielerei auf *aures indulgentissimae* rechne: *quae quidem omnia quoniam insuavis materia devenustat, lectio benigna conciliet*. Solche oder ähnliche Wendungen der Dichtervorreden, denn es brauchen natürlich nicht gerade die uns aus Ausonius bekannten zu sein, schweben offensichtlich dem Querolusautor vor. Die Ausdrucksweise ist jedoch nicht gerade glücklich zu nennen: Der Stoff selbst, an dem ich ja unschuldig bin, wird euch wieder erquicken, wenn die Lektüre, wie zu befürchten ist, euch langweilen wird. Dabei ist noch zu bedenken, daß die durch das Wort *spectatores* kurz zuvor erregte Vorstellung der Bühne damit ganz aufgegeben ist und lediglich an eine Privatlektüre oder an jene früher erwähnte Vorlesung bei Tisch gedacht ist. Schließlich muß anlässlich der Besprechung dieses Prologteils mit Nachdruck gegen das eingewurzelte Mißverständnis angegangen werden, der Autor bezeichne mit dem Schlußsatz dieses Teils selbst sein Stück als in halbmetrischer Form abgefaßt, ja er schreibe eben diese Form der mit einigen metrisch-rhythmischen Lappen aufgeputzten Prosa schon dem Plautus und Terenz zu. *Prodire autem in agendum non auderemus cum clodo pede, nisi magnos praeclarosque in hac parte sequeremur duces*. Merkwürdig, daß der oft recht konfuse Autor gerade hier, wo ihm eine ganz hübsche und klare Wendung geglückt ist, so völlig mißverstanden worden ist. Wir haben in diesen Worten eine weitere Bescheidenheitsfloskel zu erkennen, wie sie der Ver-

fasser offenbar für den vornehmen literarischen Stil einer Vorrede für angemessen, ja verbindlich hält. Claudus und claudicare bezeichnen das Unvollkommene, ebenso wie rudis. Es ist nicht möglich, sagt z. B. Arnobius adv. nat. 2. 46, daß Gott etwas schaffen könnte, was *claudum* sei, er, *perfecta omnia faciens et integritatis suae conservantia mensiones*. Bei Quintilian XI, 99 lesen wir *in comoedia maxime claudicamus*. Augustin sagt von der ecclesia catholica (Gen. ad litt. imperf. l. p. 461, 3 Zycha), das sie *universaliter perfecta est et in nullo claudicat*. Dementsprechend meint jene Schlußwendung: ich würde nicht wagen, mit meinem lahmen Bein die Bretter zu betreten, wenn ich mich nicht mit dem Bewußtsein trösten könnte, auf diesem Gebiet, als Verfasser einer Aulularia, ja nur der Epigone großer Meister zu sein, deren Spuren ich folge.

5

Die beiden Titel Querolus und Aulularia, die der Verf. seinen Lesern und Hörern zur Wahl stellt, haben, wie Havet p. 11 f. gut zeigt, beide ihre Berechtigung, da das Stück aus zwei nur ganz äußerlich miteinander verbundenen Teilen besteht und die Topfkomödie von der Komödie des mit seinem Schicksal unzufriedenen Mannes unabhängig ist. Diese Tatsache bleibt bestehen, wiewohl der Vorspruch des Lar allerdings beiden Teilen gilt und in der ersten Szene des vierten Aktes noch einmal ganz flüchtig auf das Querulieren des Querolus Bezug genommen wird (43, 14). Die Sache steht jedoch noch viel schlimmer, als aus den Darlegungen Havets zu entnehmen ist. Man hat im Anschluß an einige Wendungen des Stückes selbst es dem Autor gutgläubig nachgesprochen, daß seine Absicht war, zu zeigen, daß schließlich und endlich ein jeder *fato atque merito* auf den ihm gebührenden Platz gestellt wird (4, 23), oder daß ohne Gottes Willen niemand etwas verlieren oder gewinnen kann (6, 22; 49, 6), oder daß ein jeder nach Verdienst belohnt wird (6, 8), oder daß der Gauner sich in seinen eigenen Netzen fängt (*fraudulentus fraude deceptus sua* 5, 11) und was dergleichen Banalitäten mehr sind. Man könnte das glauben, wenn alles das als Schmuck einer paradoxen und lustigen Posse angefügt würde. In Wirklichkeit wissen wir aber doch aus dem vorausgehenden ersten Akt, dem Querolusstück, daß die Dinge nicht so einfach liegen. Es ist ein starkes Stück und eine tolle Zumu-

tung, wenn der Autor zunächst den Querolus von seinen sinnlosen und törichten Wünschen heilt, ihm zeigt, daß er im Grunde glücklicher ist, als die von ihm Beneideten, um ihn dann unmittelbar nach wohlangeschlagener Kur einen Schatz finden zu lassen. Wiewohl es sich, so sagt der Lar 19, 23, ergeben hat, daß du glücklich bist, so will ich doch dich wissen lassen, du sollst noch glücklicher werden: *aurum hodie multum consequere*. Noch an einer anderen Stelle, nämlich in dem von dem Lar gesprochenen Prolog, scheint der Autor zu verraten, daß ihm der schwere Bruch der Handlung seines Stückes an dieser Stelle nicht unbemerkt geblieben ist. *Hic exinde sufficiens sibimet fuit, quod primum est bonum, nunc autem etiam locupletissimus erit. Sic meritum est ipsius*. Die Lehre selbst von der inneren Autarkie ist so übel nicht und wird auch innerhalb der Disputation noch einmal vorgetragen: 13, 12 *tu neque dives neque pauper es. Hoc si agnoceres, felix eras*. Dabei ist es zunächst ganz unverständlich, inwiefern denn der Lar gerade bei diesem ewig unzufriedenen Querolus das berühmte innere Gleichgewicht hat finden können. Man kann sich den Sinn der Behauptung allenfalls so zurechtlegen, daß der Querolus zweimal im Verlaufe der Disputation zugibt, daß seine Lebensumstände, wenn er sie isoliert für sich allein bedenkt, erträglich sind, daß ihn aber der Vergleich mit den anderen und die Behandlung durch andere aufregt: 13, 11 *hoc mecum tolerabile est . . . 15, 21 bene mecum agitur, sed iuxta alios male . . . Lar: iam istud ad invidiam pertinet*.

Es gibt bekanntlich Stücke mit guter Exposition und solche mit mangelhafter. Kaum wird sich aber auf diesem Gebiet noch ein zweites Beispiel eines solchen Durcheinanders finden, wie er im Querolus herrscht. Einige gänzlich bedeutungslose Kleinigkeiten werden von dem Autor mit geradezu pedantischer Genauigkeit geklärt. Ehe der Lar zu der Disputation mit dem Querolus schreitet, der ewig sein in dem Lar verkörpertes Fatum verflucht, nimmt er zur Vorsicht einen *tridens hamiger* von der Erde auf als ein *praesidium* für alle Fälle. Dabei stellt er für sich und die Zuschauer die Frage nach der Herkunft dieses Dinges und löst sie in plausibler Weise: *unde esse hoc dicam? piscatores mane hac praeterisse vidi, ipsis forte hoc excidit*. Daß die Totenurne später dem Querolus durchs Fenster zurück ins Haus geworfen werden kann, bereitet der Autor auf das gewissenhafteste vor. Die drei Gauner stellen bei der ersten Rekognoszierung fest, daß

die Fenster des Hauses recht niedrig sind und weitauseinanderstehende Gitter haben (24, 8). *Secura hercle regio hic mihi*, sagt der Obergauner, *et fures nil nocent*, eine Stelle, deren Interpunktion bei Herrmann (vor *hic*): *Même à moi les voleurs ici ne peuvent nuire* ich nicht verstehe. Offenbar wird ein Wit darin gesehen, daß der sich zum Diebstahl rüstende Meisterdieb selber sagt: Hier gibt es keine Diebe, hier kann ich in Ruhe und ohne Sorgen operieren. In schroffem Gegensatz zu diesen beiden Fällen steht die Tatsache, daß die für die Handlung entscheidenden Voraussetzungen sich in einem merkwürdigen, anscheinend beabsichtigten Dunkel befinden. Nehmen wir einmal die recht verrückte Handlungsweise des alten Euclio als gegeben an, der einen Schatz in eine Totenurne legt, die er als Urne seines Vaters verehrt und verehren läßt und die er — man weiß nicht recht: warum? — vor Antritt seiner langen Reise eingräbt, so ist doch jedenfalls für die weitere Entwicklung von Belang die Frage, wie es zu der unvollständigen Orientierung des Mandrogerus gekommen ist, der nur den Ort kennt, sodaß er den Schatz durch ein schwindelhaftes Manöver heben kann, der aber nicht die Verkleidung als Totenurne kennt, sodaß er sich für betrogen hält. Die Aufklärung wird in den drei Prologerzählungen an drei verschiedenen Stellen in dreifacher Weise gegeben. Im Widmungsschreiben (4, 6) heißt es, daß der Alte den Parasiten nur den genauen Ort angab *oblitus doli*, wobei diese beiden letzten Worte bei Peiper in sinnstörender Weise zu dem nächsten Satz mit *parasitus* als Subjekt gezogen werden. An einer ersten Stelle des Larprologs (6, 17) heißt es, daß der sterbende Alte von der Grabesurne nichts sagte *sive oblitus sive supervacuum putans*. Wir erhalten hier also eine zweite Erklärung zur Auswahl. Darauf folgt der von Herrmann völlig mißverständene, veränderte und obendrein noch umgestellte Satz: *Querolo juxta fatum hoc sufficit*, den Havet richtig mit *d'après les destins, il n'en faut pas davantage pour assurer les intérêts de Quérolus* wiedergibt. Der Autor scheint also auf diesen Punkt Gewicht zu legen, um die spätere Handlung von dem gefoppten Dieb und dem in so verblüffender Weise dem Sohn übergebenen Schatz verständlich zu machen. Zu unserer größten Überraschung lesen wir nun aber wenige Zeilen später (6, 26) *sic ille prospexit senex*, was im Zusammenhang unmöglich etwas anderes bedeuten kann, als: die Täuschung des Diebes durch die Totenurne hat Euclio mit

Bewußtsein vorausgesehen und beabsichtigt. Daß dies schließlich die wahre Idee des Autors ist, ergibt der Fortgang der Handlung. Als die Diebe sich gefoppt glauben, denkt Mandrogerus sofort an einen üblen Streich seines verstorbenen Patrons: *O Euclio funeste, parumne vivus illustisti? ne defunctus desines? et quid ego non merui qui agelasto illi et perfido fidem accomodavi. en fortunas meas in ipso risit exitu!* (46. 19). In diesem Sinne sucht auch in jener Schlußszene, in der Arbitr und Querolus den Mandrogerus durch ein juristisches Kreuzverhör in die Enge treiben, A. dem Schwindler klar zu machen (57, 15): *Nondum intellegis inepte impositum nobis esse ab illo quem bene noveras? . . . habuit senex ille multa haec laetissima, qui te etiam defunctus ridet.* Der Schwindler aber, völlig in die Enge getrieben, muß bekennen: *Edepol tandem intellego. illius plane hic nequitiam recognosco; frequenter ille similibus lusit modis.* Wir haben es hier mit einer höchst merkwürdigen schriftstellerischen Technik zu tun, die dem Leser mehrere widerstrebende Motivierungen zur Wahl stellt, und es ist kein Wort darüber zu verlieren, daß nichts mehr dem Wesen der antiken Komödie, die auf die peinlichste Motivierung des Handlungsgefüges so stolz ist, widerspricht, als ein solches Verfahren, in das man sich nur mit Mühe hineindenken kann.

Zu den vielen Ungereimtheiten der Urnengeschichte gehört auch die Tatsache, daß die weggeschleppte Urne trotz ihrer auffallenden Schwere von den Dieben nicht einmal inspiert, sondern in ärgerlicher Enttäuschung dem Querolus einfach durchs Fenster ins Haus geworfen wird. Dieser, den man freilich bei der angeblichen Reinigung des Hauses fern gehalten hat, hat nicht bemerkt, daß die angeblichen Zauberer den ihm vom Vater zur Verehrung anvertrauten tumulus durchwühlt haben. Er wundert sich über die Schwere der von ihm selbst zur Verfügung gestellten Kiste, als diese, beladen angeblich mit dem Unheil des Hauses, mit seiner eigenen Hilfe fortgeschafft wird, worauf er zur Beruhigung nur hört (41, 18): *Nescis nihil esse gravius fortuna mala?* In jener erwähnten juristischen Schlußszene macht Mandrogerus auf diese Schwere, die ihm viel früher in diesem Sinne hätte auffallen müssen, aufmerksam, um zu beweisen, daß in jener Urne doch ein Schatz lag, den er zurückerstattet hatte. Da muß er sich nun zunächst als Antwort seine eigene flauere Erklärung aus dem Munde des Querolus gefallen lassen: Weißt

du nicht, daß nichts schwerer ist als die *mala fortuna*? Es wird aber hier (57, 12) merkwürdigerweise noch eine rationale Erklärung gegeben, indem auf den bleiernen Deckel der Urne verwiesen wird, wodurch der Zauberer nun freilich wiederum auf den Sand gesetzt wird. Dieser Deckel aus Blei wird ganz überflüssigerweise schon 46, 7 erwähnt, wo von den Totengerüchen die Rede ist, die seinen Löchern entströmen. Es hat ganz den Anschein, daß dem Autor das Unglaubliche dieses Zuges der Handlung zum Bewußtsein gekommen ist und er nachträglich versucht hat, der Sache durch zweimalige Erwähnung eines angeblichen bleiernen Deckels aufzuhelfen.

Wir haben zuletzt soviel Seltsamkeiten und Ungeschicklichkeiten bei diesem späten römischen Dichter zu erwähnen gehabt, daß man sich freut, konstatieren zu können, daß die eigentliche Topfkomödie zunächst einen recht flotten und befriedigenden Anlauf nimmt. Freilich, der Übergang aus der Disputationsszene ist, auch abgesehen von jener in diesem Zusammenhang ärgerlichen und sinnlosen Versprechen eines Schatzes sehr schwach. Der Querolus bekommt von dem Lar zur Erreichung dieses ganz unvermittelt als erstrebenswert hingestellten Zieles den Rat 20, 7: *Vade iam nunc et quicquid contra te est, facito*. Er soll auch Dieben und Räubern nicht widerstreben. Er selbst zieht die Lehre seines Schutzengels in die Worte zusammen 21, 11: *Perde, inquit, si quid est tibi domi, ut adquiras plurima. . . . Vade, inquit, fures require, praedones recipe in domum*. Ich glaube, hier mit Sicherheit eine Parodie christlicher Lehren zu erkennen, und zwar nicht nur aus inhaltlichen Gründen, sondern auch wegen des für den Stil des Evangeliums so charakteristischen, hier aber höchst seltsamen „vade“. Inhaltlich klingen an Stellen wie Matth. 5, 39 *dico vobis non resistere malo et ei, qui vult . . . tunicam tuam tollere, dimitte ei et pallium* sowie Matth. 10, 39 *qui invenit animam suam, perdet illam et qui perdidit animam suam propter me, inveniet eam*. Stilistisch führe ich aus einer größeren Zahl von Stellen für jenes *vade* nur an Matth. 19, 31 *vade, vende quae habes* sowie Jo. 9, 7 *vade, lava in natatoria Siloe*. Die ganze Frage der Stellung des Autors zum Christentum wird sich ganz anders gestalten, wenn man jenen unbegründeten Ansatz am Beginn des 5. Jahrhunderts aufgibt und die Möglichkeit einer weit späteren Lebenszeit ernsthaft erwägt. Der Autor meint bezeichnenderweise auf die Lehren des Lar, daß er reich werden wird durch Verlust seiner Habe,

daß er glücklich werden wird durch Unglück 20, 18 *istud plane est quod saepe audivi: obscuris vera involvere.*

Dieser an sich in der erwähnten Beziehung interessante Teil erweist sich jedoch trotz seiner Ausdehnung für das folgende Stück vom Topf als bedeutungslos. Der mit den Schwindlern in Berührung kommende Querolus folgt nicht jenem göttlichen Rat, sich Angriffen gegenüber passiv zu verhalten, vielmehr geht der uns bisher als äußerst mißtrauisch und hyperkritisch geschilderte Mensch Gaunern mit einer geradezu sträflichen Dummheit in die Netze.

Dagegen zeigt schon die kurze Szene, in der Qu. nach dem Weggang des Lar seine Eindrücke zu ordnen sucht, jenen erwähnten frischen Zug. Wo sind die Diebe, deren Kommen ihm Glück bringen wird? Halt, da hat er schon einen unter den Zuschauern gesehen, der auf seine Spange und seinen Beutel lüstern ist. *Nisi fallor, unum ex ipsis video. Atque ecce rem gerit. Hem tibi clamo, inpostor. Ohe, cessa euge, servata est fibula. Attat spes mihi nulla est: mandato excidit. Interdictum fuerat, ne obviarem furibus: verum ne excluderem, hercle hoc stultum est; nihil prorsus hinc placet . . .* (21, 21). Es scheint also, daß Qu. sich selbst von jenem Auftrag, der ihn zur Passivität verurteilt, emanzipiert. Dabei ist verum natürlich Adverbium: „Aber daß ich die Diebe nicht von mir fernhalten darf, ist doch gar zu dumm.“ Herrm. versteht merkwürdigerweise, indem er den Satzteil zu dem Vorgehenden zieht: „Man hatte mir verboten den Dieben zu begegnen, um nicht das Gute auszuschließen“. Die lebhaftere Hereinziehung der Zuschauer an dieser Stelle stammt offenbar aus Plautus Aul. 712 ff., wo der um seinen Schatz betrogene Euclio verzweifelt unter den Zuschauern teils nach dem Dieb sucht, teils nach einem, der ihm durch eine Angabe weiter helfen kann.

Vortrefflich geraten und gut plautinisch ist die erste Szene des zweiten Aktes, in der sich das Gaunertrio vorstellt. Der Meister Mandrogrus beginnt überraschenderweise mit einem jener komparativischen Gesprächsanfängen, wie sie Fränkel zu Beginn seines Buches „Plautinisches im Plautus“ ausführlich charakterisiert hat: Viel Rühmens machen von sich die Jäger, die dem Wild nachspüren, um es zu erlegen. *Quanto mihi maius est ingenium et lucrum, qui homines venor publice? Sed quos homines? divites et potentes et literatos maxime.* Plautinisch (Cist. 472) ist das folgende Spiel

mit *ius* = Recht oder Suppe, plautinisch das *iuris conditores* (Ep. 523, vgl. *ius iurandum conditum* Ru. 1374): *cedant iuris conditores, cedant omnia cocorum ingenia, cedant Apici feracula: huius ollae conditum solus scivit Euclio*, wo man ebensogut bei *conditum* an *condere* wie an *condire* denken kann. Aus dem plautinischen *aurum huic olet* Aul. 216 hat der Autor an nicht weniger als vier Stellen seines Stückes Gewinn gezogen. An den drei ersten (22, 16; 22, 20; 24, 12) ist von dem Gold die Rede, das dem Schwindler in die Nase sticht und dessen Duft ihn über weite Meere und Länder geleitet hat. An der vierten 46, 8 erweist sich dieser Duft als trügerisch und verwandelt sich in den der Urne entströmenden Geruch der Totenspezereien. Aus plautinischem Geist gestaltet ist das Bild, mit dem sich Mandrogerus 24. 15 als *cynicus magister*, d. h. als Führer der Hundemeute vorstellt, der die Tiere in ihrem Lager aufscheucht, während die Genossen die Netze besetzt halten. Plautinisch ist schließlich und durch Beispiele aus dem Mercator und Rudens des Plautus veranlaßt die Art, durch Träume, und zwar hier durch drei verschiedene Träume der beteiligten Personen auf das kommende Geschehen hinzuweisen. Natürlich gehen alle drei in Erfüllung, auch der des Sycophanta, von dem Havet merkwürdigerweise das Gegenteil behauptet (15). M. hat geträumt, daß ihm im Traum aus einem gefundenen Goldschatz nur für die Kehle Gewinn erwachsen werde, ein Hinweis auf die ihm am Schluß trotz seines Schwindels zugewiesene Parastenstelle. Sardanapallus hat von einem unter Tränen begangenen Leichenbegängnis geträumt, was auf jene täuschende Totenurne weist. Sycophanta schließlich hat im Traum teils Geldstücke, teils Häkchen und Kettchen gesehen, was andeutet, daß der gefundene Schatz mit allerlei Risiko verbunden sein wird. Schwieriger erscheint, was der Autor die Komplizen zur Deutung ausführen läßt. Es scheint jedoch nur an eine direkte Deutung, nicht an eine solche *e contrario* gedacht zu sein. Der Traum des M. gilt ohne weiteres als glücklich, da es außer Essen und Trinken ja doch kein erstrebenswertes Ziel gibt. Die Kettchen und Halsbänder sind unglücklich wegen ihrer fatalen kriminellen Bedeutung, es fehlte nur, daß dieser Unheilprophet auch noch von Gefängnis und Prügeln geträumt hätte. Offenbar scherzhaft ist die glückliche Ausdeutung des Begräbnisstraumes. Tränen können ja ebensogut auf Lachen wie auf Weinen deuten, ein Begräbnis ist glück-

lich, d. h. für den Erben. Immerhin schiekt M. seiner Deutung ein *Di te servent hic bene* voraus, scheint also eine solche Verwahrung doch bei einem Begräbnistraum in der ersten Empfindung für angemessen zu halten. Schwierigkeiten macht es nur, daß M. seltsamerweise auf die Worte des Sy. *videbam ex parte solidos* erwidert: *Ah istud non placet*. Man würde für den Fall, daß sein Mißfallen auf das „ex parte“ geht, er also die Verbindung des Schatzes mit anderen Dingen als unheilvoll betrachtet, wie sich solche dann nachher im weiteren Traumbericht auch einstellen, doch wohl einen deutlicheren Hinweis erwarten. Es scheint jedoch die Stelle zu den zahlreichen nach Gedanke und Ausdruck etwas verunglückten Wendungen des Stückes zu gehören und der Autor seinen Witz darin gesucht zu haben, durch die Gauner ein Leichenbegängnis als glückbringend, einen freilich mit anderen unangenehmeren Dingen verbundenen Goldschatz als unheilverkündend deuten zu lassen.

Die Frage des Verhältnisses des Querolusautors zu Plautus bedarf, wie so vieles andere, durchaus einer neuen Betrachtung. Mit dem herkömmlichen Ausdruck „Aulularianachahmung“ ist nichts gesagt, da, worüber man sich allerdings kaum recht klar geworden ist, das Stück in der Anlage seiner Handlung und in seiner geistigen Atmosphäre ganz außerhalb der plautinischen Komödie und überhaupt des antiken Lustspiels steht. Freilich schießt Lockwood, *Trans. Am. Phil.* 44 (1918) 215 ff. nach der anderen Seite weit übers Ziel, wenn er überhaupt jeden Zusammenhang zwischen Aulularia und Querolus leugnet. Von den zahlreichen einzelnen aus Plautus oder Terenz entnommenen Wendungen, über die Peiper, Heyl und Herrmann Rechenschaft geben, darf ich hier absehen, da sie im Grunde nichts beweisen. Was die Aulularia anlangt, so stammt viel mehr, als man gesehen hat, aus ihr. Es ist jedoch gerade interessant zu sehen, was aus manchen alten Anregungen in dem etwas konfusen Hirn des Autors geworden ist. Auch er hat einen alten Geizhals Euclio, der mit der Verbergung eines Schatzes ein merkwürdiges Spiel treibt, über dessen Einzelheiten der Autor sich anscheinend aber selbst nicht ganz klar geworden ist. Auch er führt als Hüter des Hauses und Prologsprecher den Lar familiaris ein. Da ihn alles Abstrakte mehr fesselt, als konkrete Einzelzüge, so hat er diese schöne, klare antike Figur in irgendwelche konfuse Beziehung zu einer Schicksalsidee gebracht, ist aber

nicht zu einer klaren Herausarbeitung seiner Absichten gelangt. Während der Lar bei Plautus in bestimmter Absicht die Findung des Schatzes selbst veranlaßt, lehnt der Lar des Querolus es ausdrücklich ab, dem von ihm betreuten Hausherrn durch Traum oder Orakelspruch Kunde von seinem Besitzt zu geben. Die Handlung soll vielmehr anders verlaufen, damit, wie es 6, 22 heißt, die Menschen erkennen, wie Gottes Wege beschaffen sind. *Aurum furto conservabitur*. Höchst bezeichnend ist, wie ihn immer ein in das Abstrakte stechender Ausdruck lockt, wie wir schon im Falle des riechenden Goldes sahen. Bei Plautus hören wir Aul. 100, daß der Geizhals seiner Dienerin beim Verlassen des Hauses unter furchtbaren Drohungen einschärft, unter keinen Bedingungen irgendjemanden, und sei es auch, wer es sei, in das Haus hereinzulassen, ja selbst die Bona Fortuna nicht, wenn sie etwa kommen sollte. Diese Stelle war ein rechter Bissen für unseren Autor, der sein ganzes Stück auf das Spiel mit der Bona Fortuna, die heute ins Haus des Querolus kommen soll, und der Mala Fortuna, die angeblich von den reinigenden Zauberern aus dem Haus geschafft werden soll, gegründet hat. Vgl. außer den schon angeführten Stellen dieser Art noch 20, 24; 33, 4; 34, 13; 41, 13; 42, 4; 42, 11; 45, 14; 47, 20, sowie Plautus Rudens 501 *malam fortunam in aedis te adduxi meas*.

Sieht man von der schon erwähnten Härte ab, die darin liegt, daß der mißtrauische Querolus, der insbesondere die menschliche Sitte des Grüßens für sinnlos und albern hält, nun auf einmal Interesse an fremden Unterhaltungen nimmt und sich als ein sogar zuerst Grüßender einmengt, so ist die gegen Querolus gesponnene Intrige der Gauner fein angelegt. Dem Opfer wird nicht in direkter plumper Weise zugesetzt, sondern er muß von sich selbst aus nach Überwindung der stolztuenden und sich sehr spröde gebärdenden Verführer ins Netz gehen. Er hat den Lar im Haus vergebens gesucht und betritt die Bühne wieder mit den Worten: *Noster ille, qui mecum est locutus, nusquam apparuit neque aliquid subripuit intus. Iste plane homo non fuit*. Man kann die letzte Äußerung ebenso wohl verstehen: „Das war kein Mensch, weil er sich unkenntlich gemacht hat“ als auch „weil er nichts gestohlen hat“; offenbar wirkt sich der Queroluscharakter mit dieser Bemerkung noch etwas am Anfang der andersartigen Topfkomödie aus. Er hört die beiden Begleiter des Erzgauners Mandrogerus, wie sie unter sich scheinbar in einer Unterhaltung über

den großen Meister begriffen sind. Dabei hat Herrmann eine Feinheit der Komposition verkannt. Nicht nur Mandrogerus, auch schon Sycophanta spielt den Spröden, der keine Zeit hat, er wird erwartet von Bekannten und läßt sich nur mit Mühe nötigen, Sardanapallus und Q. bei dem Hexenmann einzuführen. Daher sagt Sard. mit Recht von ihm: *Magna hercle hominis difficultas et persuasio. Neque nunc te amici expectant neque cognati. Paulisper mane.* Diese Stelle war also nicht, wie H. will, vom Platze zu rücken und zu verbinden mit der bald nachher dem Sardanapallus über Mandrogerus in den Mund gelegten Äußerung 26, 17 *Vereor hercle, ne difficilem se nobis faciat, si plures videt*, wo sie eine überflüssige Tautologie darstellen würde. Ja, es wird sogar der Qu. noch zum Überfluß, nachdem er mit Mühe und Not erreicht hat, dem Zauberer vorgestellt zu werden, davor gewarnt, daß solche Leute meistens Schwindler sind, sodaß seine Überlistung in der Tat geschickt und natürlich angelegt ist.

Der Name des angeblichen Zauberers Mandrogerus wird als ein echter Zauberername von dem aufs äußerste neugierigen Qu. bezeichnet (26, 29). Zweifellos soll er an Mandragoras, also die Alraunwurzel, erinnern. Ich glaube nicht, daß die Wiedergabe bei Herrmann Gruge-Vieillards: qui mandit (aussaugt) gerontas den Absichten des Autors gerecht wird, zumal sie ja auch in der Handlung des Stücks, das von dem Parasitenverhältnis des M. zu dem alten Euclio nichts Rechtes berichtet, keine Stütze findet. Ganz falsch ist es jedenfalls mit H. überall Mandrogerontes gegen die Überlieferung zur Bezeichnung der Person zu schreiben. Zwar hat der Autor an zwei Stellen den Akkusativ Mandrogerontem (49, 10; 52, 10) und an einer Stelle den Ablativ Mandrogeronte (59, 10) gebildet. Dementsprechend konnte der mittelalterliche Bischof Liudprand von Cremona in seinem Gesandtschaftsbericht (55) im Plural von *obolariae mulieres et mandrogerontes* sprechen, d. h. von Groschendirnen und Zauberern, offensichtlich in Erinnerung an unser Stück, dessen Kenntnis er auch sonst verrät (Havet, *Revue critique* 1878, p. 197 f.). Der Singular des Namens ist im Nominativ zweifellos Mandrogerus. Es besteht der Verdacht, daß der Autor durch seine kleine Veränderung der Vokalisation (o-e für a-o) an die griechische Bezeichnung für Mönch καλόγηρος anklingen wollte. Der Name Sardanapallus wird 33, 15 erklärt. Das nomen regium bezeichnet zwar hier einen Mann niederer

Herkunft, der aber auch ein *vorax, petulans et calamitosissimus* ist. Der Sycophant ist ein Schuft (*nequam* 33, 26).

Die Begegnung mit dem Zauberer gibt diesem Gelegenheit, zunächst seine tiefe Kenntniss der okkulten Mächte auszubreiten. Diese Stelle würde einen eingehenden Kommentar von Seiten eines Volkskundlers und Astrologen rechtfertigen, da die kurzen Bemerkungen von H. de la Ville de Mirmont, *Revue des ét. anc. V, 275 ff.*, nicht genügen können. Für das Stück selbst ist die von dem Zauberer vorgetragene Weisheit ohne Belang. Zwar scheint es zunächst, also ob es sich darum handle, sich jene Mächten gefügig und gnädig zu machen (28, 17). Sie erweisen sich jedoch als solche Scheusale, daß es geratener erscheint, mit ihnen nichts zu tun zu haben. *Omnia sacra tute ipse improbasti* (32, 22). Die Belehrung läuft also in Wirklichkeit darauf hinaus, daß dem Qu. klar gemacht wird, er müsse sich jene in seinem Haus befindliche *mala fortuna* durch einen Sühneritus entfernen lassen, was dann auch die Schwindlerbande in Angriff nimmt, um sich unter diesem Vorgeben in den Besitz des von Euclio bezeichneten Schatzes zu setzen.

Jene von M. gegebene Schilderung der geheimen Mächte ist sehr merkwürdig. Klinkhamer hat bis in das Einzelne hinein Anspielungen auf staatliche und obrigkeitliche Funktionen gesehen, worin ihm Herrmann im wesentlichen gefolgt ist. Umgekehrt hat de la Ville de Mirmont eine solche Betrachtungsweise rundweg abgelehnt. Beide Teile scheinen recht und unrecht zu haben, eine genaue Scheidung ist aber bei der Ausdrucksweise unseres Autors schwer möglich. Die oberen, eigentlich regierenden Mächte sind unnahbar, so heißt es, man muß sich also an die niederen halten, von denen drei Gruppen genannt werden, die mächtigen Planeten, die lästigen Gänse und die trotigen Hundsköpfe. Das Wirken dieser Gestalten wird als ein durchaus boshafte beschrieben. Was von den Planeten gesagt wird, entspricht nur zum Teil der Bedeutung, die sie nach astrologischer Anschauung haben. Der Scharlatan, der ja hier einen Astrologen nur vortäuscht, läßt sie auch magische Kunststückchen verrichten. Sie können eine Ernte von einem Ort an einen anderen versetzen, Wein aus Getreide machen und umgekehrt. Boshafterweise konzentrieren sie die Menschen mit Vorliebe an Orten, wo Hungersnot herrscht. Ein Gerstenfeld wächst ihnen *ex quo-vis titulo et nomine*, wie der alte Aktenmensch sagt, in der

flachen Hand. Daß die Planeten die Sterne zählen und das Meer wiegen können, ist offensichtlich nur eine sprichwörtliche Wendung für ihre große Macht und Weisheit, und Klinkhamers Ausdeutung auf Besteuerung reicher Bürger und Ausnutzung der Seezölle nichts als bare Willkür. Dieses ganze Stück über die Planeten verträgt m. E. nicht eine speziellere Ausdeutung auf irdische Gewalten. Von einer Regierung, einem gubernare kann man bei diesen Planeten nicht sprechen, wo sollte man dann ein naufragium ansetzen, wie 29, 1 mit Beziehung auf die Grundbedeutung von gubernare gesagt wird. Dagegen stellt die zweite Gruppe der Gänse doch offensichtlich eine Projektion der irdischen Priester ins himmlische oder wie man wohl besser sagen darf, ins höllische Reich dar. Mandrogerus lehrt: *Isti sunt qui pro hominibus perorant ante aras atque altaria, quibus cygnea sunt capita et colla. Reliquias edere mensarum solent. Isti sunt ariolorum longe fallacissimi, tantum est, quod vota hominum interpretantur et male precemque dicunt, sed responsa nunquam eliciunt congrua.* Sard.: *Hosne tu olores esse narras? ego in sacellis proxime anseres inspexi multos, neminem vidi cygnum. magnis gutturibus capita attollunt, alas pro manibus gerunt. Primum inter sese linguam trisulco vibrant sibilo. inde ubi sonuerit unus, cuncti alas quatunt diris cum clangoribus.* Mand.: *Non paruo expletur isti. Panem neque noverunt neque volunt, hordea insectantur fracta et madida, spicas nonnulli vorant. Quidam etiam polenta utuntur et carne iam subrancida.* Sycof: *En sumptum inanem.* Mand.: *De istis quondam magnus dixit Tullius: „Anseribus cibaria publice locantur in Capitolio.“* Sycof: *O genus hominum multiforme et multiplex! his egomet fuisse arbitror matrem Circeen, Proteum patrem.*

Die ganze Stelle ist reichlich konfus, offenbar aber zielt der Autor hier auf die Priester, und zwar auf die christlichen Priester, von denen er zunächst ein Gegenbild unter jenen *potestates minores* entwirft, um dann mehr und mehr in die eigentlich menschlichen Bezirke überzuleiten. Jene zunächst als Gänse angekündigten Wesen stehen vor dem Altar, haben Schwanenhäse und beten für die Menschen. Sie vermitteln die Anliegen der Menschen, ohne jedoch eine entsprechende Antwort zu erhalten. Das merkwürdige *et male* hat man als eine berichtigende Ergänzung zu dem vorausgehenden *vota hominum interpretantur* im Sinne von „und zwar schlecht“

zu verstehen gesucht. Der Gedanke ist mir so nicht klar. Man muß es als *oratio compendiaria* zu dem folgenden ziehen und übersetzen: und sie fluchen und beten (*et male (dicunt) precemque dicunt*). Sardanapallus, der schon 29, 6 eine Zwischenbemerkung gemacht hat: „Eine solche Verpflanzung von Ernten nach einem anderen Ort ist dir als Zauberer doch nichts Neues?“, macht auch hier eine Zwischenrede: „Gänse habe ich in Kapellen in der Nähe häufig gesehen, aber keine Schwäne“, was sich auf die von M. erwähnten Schwanenköpfe und Schwanenhäse seiner Gänse bezieht. Dann kommt eine interessante Stelle mit der Schilderung einer Liturgie. Jene Gänse oder Schwäne erheben die Arme, die, in weite Ärmel gehüllt, recht wohl als Flügel erscheinen können, sowie ja auch der Schwanenhals und die große Kehle auf die priesterliche Tracht geht. Einer fängt an, zwei andere mischen ihr Geschnatter mit dem seinen. Es folgt eine merkwürdige Belehrung über die absonderliche Speise dieser Wesen. Wäre der Ausdruck bestimmter, ließe sich an ein kultisches Mahl denken. Die Zwischenbemerkung: nutzloser Aufwand! läßt M. den Cicero zitieren: Gänse und Hunde werden auf Staatskosten auf dem Kapitol gehalten. Darauf die abschließende Bemerkung, die jedenfalls von einem *genus hominum* spricht, nicht von überirdischen Wesen. Sie sollen (und nur darauf kann der Ausdruck vielgestaltig gehen) von Proteus und Circe abstammen, also sich verwandeln. Herrmann hat mit einer seiner zahllosen Umstellungen diese Bemerkung an den Schluß der Hundsköpfe gestellt, die aber ihre Genealogie von Hecuba und Anubis schon erhalten haben und sich auch garnicht verwandeln, sondern nur aus Menschen und Hunden zusammengesetzt sind. Ich verstehe diese Bemerkung im Zusammenhang mit dem Abschnitt, zu dem sie gehört, nur als einen ziemlich schwachen Wit, der sich an die bald als Gänse, bald als Schwäne und schließlich gar als Gänse und Hunde bezeichneten Wesen anschließt. Die erwähnten Hundsköpfe erscheinen als geldgierige Küster, über deren Habsucht man sich aber nicht wundern darf. *Respicite ad homines potestatesque vestras et nobis veniam date mihi que credite: deus facilius aditur quam pro re cognitor*. Hier identifiziert der Zauberer sich also mit der geschilderten Welt, indem er in einer bezeichnenden Vergleichung mit irdischen Sitten sagt: Es ist ja bei euch noch viel schlimmer. Man kommt an Gott immer noch leichter heran als an eine irdische Größe. Was

die Bezeichnung der letzteren anlangt, so habe ich an Stelle der Überlieferung *quam prole cognitur* die von Herrmann verbesserte Konjektur Wernsdorfs aufgenommen, die dem Sinn einigermaßen genüge tut. Die Äußerung an sich ist recht seltsam, insofern von Gott ja sonst garnicht die Rede war. Es ist völlig vergeblich, die ganze Schar der im übrigen noch namhaft gemachten Mächte ins einzelne auszudeuten, also etwa die Käuzchen, die Bockfüßler usw. Ganz hübsch ist die Zeichnung der Affen, unter denen man Historiker, nicht Sekretäre, wie man gemeint hat, zu verstehen hat. Sie schreiben die gesta, aber, da es sich um Zauberwesen handelt, natürlich nicht die der Vergangenheit, sondern die der Zukunft. Also ist ohne Interpunktion zu lesen: *Istae sunt quae futura scribunt gesta quae vos dicitis, hominumque fata levibus volunt paginis*. Dieses im Grunde harmlose Gesindel kann man, wenn man etwas Geld oder Nüsse unter sie wirft, zu den possierlichsten Sprüngen bringen. Die Harpyien werden z. T. im Anschluß an die mythologische Tradition geschildert. Da aber hervorgehoben wird, daß sie mit Foltern ihre Forderungen eintreiben, ja auch die Gebühren der Toten nicht verschonen, so mag der Autor nebenbei wohl auch an die Methoden gewisser Beamten gedacht haben, sowie schon Juvenal VIII 130 Celaeno, eine der Harpyien, und, wie schon erwähnt, Rutilius I 608 die Harpyien insgesamt zur Bezeichnung gieriger Präfekten verwendet.

Der Zauberer beweist noch seine spezielle Weisheit, indem er richtige Diagnosen für alle drei Anwesende stellt. Es ist dabei vielleicht für den Zuschauer ganz witzig, für die Komposition des Stückes aber weniger geschickt, wenn er Sardanapallus und Sycophanta als Erzgauner richtig erkennt, denn ein solches Probestück hätte doch eigentlich den guten Qu. etwas bedenklich machen müssen. Diesem selbst stellt er unter anderem das Horoskop, wobei er sich schon zunächst als in Kenntnis der Geburtsstunde des Fragers befindlich erweist. An dieser Stelle ist dem Zauberer M. selbst mit der Überlieferung die Frage zu geben 34, 7 *Quid horae nuncupamus?*, wofür schon das feierliche Verbum spricht. Er gibt sich natürlich selbst die richtige Antwort, wo die Handschriften in Verkenning der Situation den Qu. als Sprecher einführen. Das Zeugnis: *Nihil fefellit, de clepsydra respondisse hominem putes* gehört natürlich dem Qu., von dem eine solche Bestätigung erwartet wird. Die Überlieferung der Handschrift L

hat das zunächst auch festgehalten, ist aber dann ebenso wie die übrigen Handschriften in Verkennung der Situation dazu übergegangen, die Worte dem Ma. zu geben.

Der Fortgang der Handlung bietet vom Standpunkt der Komposition aus nur noch geringes Interesse. Es gelingt den Gaunern tatsächlich, durch jene vorgetäuschte Sühneaktion den Schatz in ihre Hand zu bekommen. Der Sklave Pantomalus hat inzwischen den Bekannten seines Herrn Arbitr herbeigeholt. Sie finden das Haus entsprechend den Weisungen der Schwindler verschlossen. Aber, so sagt der Sklave, durch das Hintertürchen kommen wir unter allen Umständen herein. Das ist der Weg, den wir Sklaven nehmen. Der kann uns nicht verlegt werden, auch wenn diese Hintertür verschlossen sein sollte. Daher mit Recht die Überlieferung (gegen Herrmann) 44, 21 *claudi, non intercludi potest*.

Wir haben schon davon gesprochen, wie mangelhaft die Motivierung der Selbsttäuschung der Gauner ist, von denen man hätte erwarten können, daß sie sich die schwere Totenurne doch etwas näher auf ihren Inhalt hin ansehen. Eine Stelle aus ihrem Jammerschrei erscheint fast unverständlich. Mandrogerus sieht die schlimmen Träume bestätigt: 45, 13 *erat hic plane bona fortuna, sed alteri debebatur, non mihi. nostra haec mutavere fata, thesaurum nos, sed alienum, invenimus*. Man versteht, daß diese Worte einen unfreiwilligen Hinweis auf den Fortgang des Spieles enthalten, nachdem hier allerdings ein Schatz, jedoch für einen anderen, eben den Querolus gefunden war. Schwerer ist zu sagen, was sie im Munde des M. eigentlich bedeuten sollen. Man hat gemeint, die Totenurne stelle einen Schatz für den pietätvollen Enkel dar oder sie sei dem Hause ein Schutz, was beides schwer einleuchtet. Vielleicht denkt M. nach seinem Grundsatz: *funus ad laetitiam spectat* daran, daß eine Totenurne allemal für den Erben eine fortuna bedeutete, wovon er als Finder der Urne freilich nichts hat. Doch bliebe die Ausdrucksweise auch so reichlich verzwickelt, und wir haben es jedenfalls auch hier wieder mit einer jener bei dem Autor so zahlreichen verunglückten geistreich gedachten Wendungen zu tun.

Der letzte Akt wird im wesentlichen von der großen juristischen Debatte bestritten, die der Querolus mit Mandrogerus führt unter Assistenz des „Schiedsrichters“ Arbitr. Wir können ihr wenig Geschmack abgewinnen. Den Autor aber als alten Juristen mochte es reizen, in einem raffiniert-

ten juristischen Kreuzverhör den Hauptgauner völlig in die Enge zu treiben. Dieser fordert unter Vorlage eines Schreibens des alten Euclio die Hälfte des Schatzes. Man behauptet, von keinem Schatz etwas zu wissen. Der Gauner ist genötigt, um die Rückgabe zu beweisen, zu gestehen, daß er die Totenurne durchs Fenster geworfen hat. Dadurch aber wird er, abgesehen von dem dringenden Verdacht, den ganzen Schatz gestohlen zu haben, auch noch genötigt, das Verbrechen eines Sacrilegs an der Totenurne einzuräumen. Schließlich läßt man bei dem völlig verzweifelten Menschen, der froh ist, wenn er unbehelligt abziehen darf, Gnade für Recht ergehen und nimmt ihn als Parasiten ins Haus.

So wird der moderne Leser kaum das Versprechen des Autors bestätigt finden, daß ihn, falls ihn die Lektüre ermüden sollte, wenigstens der Stoff des Dramas selbst amüsieren wird. Denn gerade das Gerüst der Handlung weist auf Schritt und Tritt Unausgeglichenheiten und Unbegreiflichkeiten auf, für die auch der unermüdetlich von dem Autor als so merkwürdig paradox hervorgehobene Einfall nicht entschädigt, daß hier gerade der Dieb, in seinen eigenen Schlingen gefangen, dem richtigen Besitzer den Schatz enthüllt. Manche Ungeschicklichkeiten möchte man freilich nicht ungeschehen wünschen: Zweifellos ist es sinnlos, daß der Hauptgauner, statt auf legalem Weg Halbpant mit dem Querolus zu machen, zwei Komplizen, die auch wieder entschädigt werden müssen, engagiert, um sich in den Besitz des ganzen Schatzes zu setzen. Diese Ausgestaltung hat aber das magere Personarium bereichert und den Betrug selbst interessant gemacht. Beachtenswert ist die ins Mittelalter weisende Auflösung der eigentlichen dramatischen Form. Zwar kann der Querolus noch ohne Schwierigkeit gespielt werden, was von den *comediae elegiacae* mit ihren erzählenden Partien und ihren in die langen Reden eingeschobenen „inquit“, „dixit“ usw. nur schwer vorstellbar ist. Die Personen reden aber im Querolus gelegentlich nicht aus ihrer Rolle heraus, sondern zur Aufklärung des Zuschauers, wenn Mandrogerus selbst bekennt, für einen anderen einen Schatz gefunden zu haben, den er doch gar nicht als solchen erkennt (45, 15), wenn die Gauner von ihrer *improbitas* sprechen (25, 4), wenn der Zaubermeister vor dem Querolus seine Komplizen als Schufte diagnostiziert (33, 15 ff.) usw. Abgesehen von diesem Zerfall der klassischen Form des Lustspiels interessieren aber noch ganz andere Dinge am Querolus, wie sich zeigen wird. (Fortsetzung folgt.)

Breslau

Wilhelm Süss